

p.s.

DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG
NR. 08 / 03. MÄRZ 23

PRIX
DU PUBLIC
NOMINATED
SOLOTHURN 2023

Der neue Film von
SABINE GISIGER
(-YALOM'S CURE-)

JETZT IM KINO

**THE
MIES
VAN DER
ROHES**
A FEMALE FAMILY SAGA

FILM 2021



REDESIGN

P.S. pedalt in eine bunte Zukunft

SEITE 3, 9

Bild: Basil Lade / Unsplash

ÜBERWACHUNGSSYSTEM

Big Brother am Bahnsteig?

S.17

LEU

Lokale Währung, globale Vision

S.12 - 13

STEVEN COHENS «BOUDOIR»

Trophäen der Entmenschlichung

S.23

Vorsatz

Das Fragezeichen fehlt im neusten Programmtitel von Max Raabe, also muss «Wer hat hier schlechte Laune» vielmehr als Verheissung angenommen werden: Wer hier rausspaziert, wird keine mehr haben. Das wären ja zur Abwechslung mal gute Nachrichten. Musikalisch dürfte der Entertai-



Max Raabe (Max Hohenberg)

ner seiner Vorliebe für die Gesangkunst der sogenannten goldenen Zwanziger mit eingestreuten Eigenkreationen treu bleiben und mitsamt Palastorchester dem Showbusiness jener Tage alle Ehre erweisen. Unterhaltung heisst das Zauberwort, das, mit Vorsatz genossen, den Grauschatten auf dem Gemüt mit ziemlicher Gewissheit zu vertreiben in der Lage sein sollte. Solange das sich selber in die Tasche lügen eine bewusste und vorübergehende Handlung bleibt, denn während der Konzertdauer wird sich die Weltlage nicht automatisch in eitlen Sonnenschein verwandeln, ist an einer vorübergehenden Realitätsflucht qua Kunstgenuss wenig auszusetzen. *froh.*

«**Wer hat hier schlechte Laune**», Sa, 4.3., 19.30h, Kongresshaus, Zürich.

Groteske

Neulich im «Ziegel» traf der hungrige Schreiber vor der Abendarbeit auf die hungrigen Künstler nach deren Tagwerk alias Proben am Nebentisch sitzend. Auf die Frage, ob sie später auch noch hinüberwechselten, scherzte es herüber: «Nein, wir



habens nicht so mit Theater.» Das entspricht im Fall der Regisseurin Martha Zürcher, dem Musiker Christian Käufeler, dem Schauspieler Peter Hottinger und dem Autor Jens Nielsen natürlich

vollkommen jeder objektiven Wahrheit. Sofern der Begriff Theater nicht Kunst auf einer Bühne mit Personal und Inhalten meint, sondern ein Tamtam. Zwar erscheint es durchaus als möglich, dass ihr neuestes Projekt «Das Doppel» ein solches auf die Bühne bringt, aber die darin verhandelten Lebensbetrachtungen werden voraussichtlich nicht zu dem Zweck von den Füßen auf den Kopf gestellt, damit sich ihr Publikum heillos ärgert, sondern vielmehr, dass es amüsiert sein Hirn einschaltet. *froh.*

«**Das Doppel**», Sa, 4. bis Sa, 11.3., 20h (So, 18h), Theater Ticino, Wädenswil.

Veränderung

Bereits seit fünf Monaten stellt sich eine nicht unerhebliche Menge von ungeheuer mutigen Menschen dem Regime des Iran mit seinen diversen Polizeien entgegen und tut dies trotz drakonischer Strafen und rücksichtslosen Demonstrationen auf-

lösungen noch immer.

Die NZZ lädt zum Weltfrauentag am 8. März drei Kenner:innen des Iran, der geopolitischen Zusammenhänge und der zivilgesellschaftlichen, also auch wirtschaftlichen Realitäten zum Gespräch über das Vorhandensein einer Perspektive dieser Proteste, die Zukunftsaussichten für die junge Bevölkerung vor Ort und fragt nach dem Einfluss der Schweiz als offizieller Mittlerin respektive gegenseitiger Vertretung der US- und iranischen Interessen. Der NZZ-Auslandredaktor Ulrich von Schwerin diskutiert mit der Journalistin und Orientalistin Natalie Amiri, dem Politikwissenschaftler Ali Fathollah-Nejad und der zivilgesellschaftlichen Aktivistin Saghi Gholipour. *froh.*

«**Kampf für die Freiheit: Revolution in Iran**», Mi, 8.3., 20h, Kaufleuten, Zürich.



China

Das unabhängige zeitgenössische Tanzschaffen ist im Reich der Mitte eine vergleichsweise junge Kunstform. Eine ihrer herausragenden Vertreterinnen, die Tänzerin und Choreographin Xie Xin, tourt aktuell mit ihrer Company durch Europa. Der Ankündigung gemäss wird die als Zuschauer:in zu erbringende Übersetzungsleistung nicht unbedingt herausfordernder werden als bei jeder anderen Company mit Wurzeln auf einem anderen Kontinent als dem unsrigen. Welch ein Glück, ist das Winterthurer Publikum in den vergangenen Jahren mit einer Vielzahl an aussereuropäischem Bewegungsrepertoire vertraut gemacht worden, was ein erstmaliges sich Einlassen auf



(Shen Jianzhong)

einen fernöstlichen Körperausdruck vielmehr als Bereicherung denn als unentschlüsselbar kryptisches Erlebnis ermöglichen sollte. Im Zweifel ist immer die eigene Wahrnehmung die richtige und das darauf Vertrauen kann auch als eine Art Übung für das Sehen angesehen werden. *froh.*

«**From IN**», Mi, 8. und Do, 9.3., 19.30h, Theater Winterthur, Winterthur.

Lüge

Die Regisseurin Johanna Böckli («Der Kurgast») inszeniert den Monolog «Eine Art Liebeserklärung» von Neil LaBute für Katharina von Bock. Als verheiratete Lehrerin gerät ihre Figur Faye wider alle Erwartungen in den Sog einer bislang unbekanntem Leidenschaft zu einem Jüngeren. Sie begibt sich in einen Strudel aus Selbstvorwürfen, klitzekleinen Ausfluchten und handfesten Lügen, erleidet am eigenen Leib den schonungslosen Kampf zwischen dem Verstand alias Kopf und dem Wohlgefühl alias Bauch. Der innere Zweikampf betrifft aber auch Aussenstehende, deren potenzielle Verletzung sich die Figur sehr wohl



(Judith Schlosser)

gewahrt ist. Aber die in Turbulenzen geratenen Lebensgeister bäumen sich zu einer solch starken Macht auf, dass eine eindeutige Beantwortung einer vermeintlich einfachen Frage, nämlich die, welche Entscheidung zu treffen die klügste wäre, zu einer immer grösser werdenden Schwierigkeit heranwächst. *froh.*

«**Eine Art Liebeserklärung**», ab Do, 9.3., 20h, Theater Kanton Zürich, Winterthur.

Liebe P.S.-Abonent:innen

Überraschung! Was wir über die letzten Monate lange konzipiert, rege diskutiert und nun endlich vollständig erarbeitet haben, liegt nun in Ihrer Hand. Das neue P.S. kommt aufgelockert, farbig und – was wir hoffentlich nicht nur versucht, sondern geschafft haben – moderner daher. Wir hoffen, es gefällt Ihnen. Vor knapp 25 Jahren erschien die erste P.S.-Ausgabe. Mit ihren 16 Seiten kam die Zeitung etwas schmaler daher, und auch sonst hat sich einiges verändert. Aus einer kleinen Redaktion ist eine – auch wenn sie noch immer klein ist – grössere geworden, wir haben heute Zeit für aufwendigere Recherchen, wöchentliche Ratsberichte sowie eine der umfassendsten Kulturberichtserstattungen in den hiesigen Lokalzeitungen. Und auch das Logo ist von oben rechts nach oben links gewandert – wenn auch das Farbschema der Zeitung im Vergleich zur Ausgabe von letzter Woche eine gewisse Ähnlichkeit behalten hat. Denn vieles ist auch gleichgeblieben: Koni Loepfe grinst die Leser:innen auf dem kleinen Foto unterhalb der Lancierungsannonce auf der ersten P.S.-Front noch gleich an, wie er es heute in den Gedanken zur Woche noch ab und an tut, die inhaltlich-thematische Ausrichtung mit linken Perspektiven ist unverändert, und von jeglichen Parteigeldern sehen wir – entgegen dessen, was viele anscheinend noch immer glauben – nach wie vor keinen Rappen. Deshalb hoffen wir umso mehr, dass dieses neue P.S., das Sie in der Hand halten, Sie nicht nur wie bisher inhaltlich, sondern auch in der modernisierten Optik anspricht. Denn Sie, unsere Leser:innen, sind es, die diese Zeitung am Leben gehalten haben: über die letzten 25 Jahre und hoffentlich auch über die nächsten.

Damit zum neuen Design. Denn wenn wir Sie schon nicht im Voraus über eine solche Veränderung informieren, wollen wir Ihnen den Prozess, den wir hinter uns haben, mindestens erklären. Mehr zu den konkreten Leitideen, die im Layout umgesetzt wurden, lesen Sie im Kurzinterview mit der Grafikerin von büro albatros, die das Redesign der Printzeitung umgesetzt hat – und zum medienpolitischen Hintergrund in den Gedanken zur Woche von Min Li Marti (beides auf S.9). Das neue Design der Printzeitung ist ein Schritt in einem umfassenden Modernisierungsprozess, den wir in diesem Jahr verwirklichen wollen. Wir studieren seit Ende des letzten Sommers, wie wir das P.S. einerseits als Printprodukt etwas weni-

ger anachronistisch aufbereiten wollen und andererseits generell modernisieren können: Mit dem Ziel, unser Publikum zu verjüngen respektive zu erweitern. Rückmeldungen, dass das P.S. gerade auf der Layoutebene zu dicht, zu trocken und zu starr wirkt, haben wir gerade in den letzten Jahren vermehrt bekommen. Eine Bleiwüste zu sein, ist keine gute Voraussetzung für eine Lokalzeitung, die sich den Anspruch stellt, eine zentrale Publikation der Linken im und für den Kanton Zürich zu sein. Auflockerung und Entdichtung sind also gefragt. Nicht nur für Sie, die das P.S. jede Woche lesen, sondern auch für alle unsere zukünftigen Leser:innen. Und sowohl Sie als auch unser zukünftiges Publikum verdienen es, ein visuell ansprechendes P.S. zu lesen. Dazu gehört auch eine regelmässige Kollaboration mit Illustrator:innen und eine generell ansprechende Bebilderung. Sie dürfen schöne Fotos in Farbe erwarten, die auch mehr zum Lesen des Texts einladen. Inhaltlich verändert sich nicht viel. Die Textlängen werden beibehalten und vielleicht bleiben dank den Veränderungen im Arbeitsprozess sogar mehr personelle Ressourcen übrig, die in aufwendige Recherchen gesteckt werden können. Vieles, das im Rahmen der Modernisierung geschieht, sehen Sie nicht. Prozesse in der Organisationsstruktur sollen vereinfacht, der Austausch von redaktionellen Inhalten mit anderen Medien erleichtert werden. Andere Dinge hingegen dürften Ihnen auffallen: So wollen wir etwa die Website umfassend modernisieren, dabei beispielsweise das Zeitungs- und Artikelarchiv in seiner Funktionalität wesentlich verbessern und für die breite Öffentlichkeit natürlich weiterhin frei zugänglich behalten, oder aber neue zusätzliche Inhaltsgefässe wie den Newsletter ausbauen. Zudem haben wir beschlossen, Massnahmen zu einer inklusiveren Aufbereitung der Inhalte zu implementieren. So wird der Doppelpunkt das Binnen-i ablösen, nicht nur aus Gründen der Inklusion aller Geschlechter, sondern auch zugunsten der Barrierefreiheit – eine Audioausgabe, die einen Text auf einer Website vorliest, erkennt das Binnen-i nicht als Geschlechtsmarker. Aber dazu in einigen Monaten mehr, momentan ist das noch Zukunftsmusik. Weiter zum Problem und auch zum Grund, weshalb die Modernisierung gestaffelt stattfindet. Wie oben bereits erklärt, Sie sind es, die das P.S. mit Ihren Abonnementsbeiträgen am Leben erhalten. Weil das P.S. aber keine profitorientierte Ausrichtung hat, werden Ihre Beiträge lediglich

dafür eingesetzt, die Zeitung zu produzieren. Heisst: Druckkosten, Löhne, Vertrieb, Lizenzen etc. werden durch diesen Betrag gedeckt – aber nicht mehr. Was wiederum bedeutet: Für eine vollumfängliche Modernisierung des P.S. brauchen wir Geld. Die Spendenaktion läuft schon seit einer Weile, ohne dass Sie das mitbekommen haben, weil wir nicht unser reguläres Publikum um Spenden bitten wollen, ohne dass wir es zunächst anderweitig versucht haben. Der Betrag, der für eine umfassende Modernisierung benötigt wäre, wird aber sicher nicht ohne Sie zustandekommen.

Kurz: P.S. braucht Pesos – wobei lieber Franken, und insgesamt deren 100 000. Einen Fünftel davon haben wir bereits – ohne ihn als Reserve o.ä. zu haben – für das Redesign der Printzeitung ausgegeben, was wir als wichtigsten Teil im Modernisierungsprozess ansehen. Mit dem vollen Betrag könnten wir in eine neue Website mit neuen Funktionen, alle nötigen organisatorischen Veränderungen, Werbemassnahmen für eine grössere Reichweite des P.S. und natürlich auch in redaktionelle Inhalte investieren.

Wir hoffen, die Modernisierung des P.S. und die Verjüngung seiner Zielgruppe, die eine junge Linke nicht nur anspricht, sondern auch stattfinden lässt, ist Ihnen ein ebenso wichtiges Anliegen wie es uns ist. Dabei sind wir auf Ihre finanzielle Unterstützung angewiesen. Unten finden Sie die Bankverbindung und den QR-Code dazu. Mit der Beilage können Sie zudem ein Probeabo verschenken. Also bitte weitergeben. Aber zunächst wünschen wir Ihnen viel Spass mit dem neuen P.S.

Wir freuen uns auf Ihr hoffentlich positives Feedback zum Redesign, Ihre Spenden und auf die nächsten Jahre mit Ihnen und einem P.S. im neuen Gewand.

Herzlich grüsst,
Das P.S.-Team

VIELEN DANK FÜR IHRE SPENDE!



Alternativ zum QR-Code hier die direkte Bankverbindung:
CH40 0900 0000
8756 9389 2,
P.S. Verlags GmbH,
Hohlstrasse 216,
8004 Zürich

Theater auf drei Bühnen

Der Zürcher Kantonsrat spielte am Montag den ganzen Tag auf drei Bühnen: Erstens drehte sich vieles informell um den Parteiübertritt von Isabel Garcia, zweitens standen Vorstösse aus der Baudirektion zur Debatte, und drittens war Hans-Peter Amrein auf seinem Aufklärungs- oder Rachezug gegen bürgerliche Lobbyisten.

Koni Loepfe

Isabel Garcia, die selber keine Auskünfte gab, wurde den ganzen Tag von wechselnden Mitgliedern ihrer neuen Fraktion FDP aufgemuntert, von einigen ihrer alten Gspänli der GLP freundlich behandelt, von anderen eher ignoriert, aber nicht beschimpft. Mehr dazu auf Seite 15.

Der parteilose Hans-Peter Amrein, der bei den Wahlen zum Regierungsrat angetreten und im Kantonsrat schon immer durch häufige Wortmeldungen aufgefallen war, hat seine Rednertätigkeit nochmals intensiviert. Dabei richtete er seine verbalen Pfeile vor allem gegen die Vertreter:innen der Bürgerlichen. Ihre Vorstösse entsprächen keineswegs dem Wohl der Bevölkerung oder gar eines schlanken Staates, sondern dienten vor allem ihrer Klientel, sie seien nichts anderes als Lobbyist:innen. Speziell dran kamen an diesem Morgen die Bauern in der SVP/EDU-Fraktion, denen es mit den Vorstössen zur Biodiversität und zum Abfall nur um neue Einnahmequellen für sich und ihre Klientele ginge.

Mehr Holz

Auf der dritten Bühne, den eigentlichen Sachgeschäften, ging es um Vorstösse zur Umwelt und zum Baurecht. Überwiesene Vorstösse bedeuten immer – auch wenn es öfters anders verstanden wird –, dass eine Änderung erwünscht oder befohlen wird, aber vorerst einfach, dass der Regierungsrat innert einer Frist von zwei Jahren dazu einen Bericht schreiben muss. Ist der Vorstoss ein Postulat, muss der Regierungsrat allgemein prüfen, ist es eine Motion, ist er angehalten, einen Vorschlag zur Durchführung zu präsentieren. Er kann diesen aber auch zur Ablehnung vorschlagen oder auch begründen, warum das Anliegen nicht durchführbar ist oder wie es sinngemäss bereits durchgeführt ist. Oder anders gesagt: Am Montag ging es im Kantonsrat eher darum, Tendenzen abzutasten als Nägel einzuschlagen.

Am Montag ging es im Kantonsrat eher darum, Tendenzen abzutasten als Nägel einzuschlagen.

Ein Paradebeispiel dafür war der Vorschlag des Jugendparlaments, mehr kantonale Bauten mit Holz zu erstellen. Die Kommission für Wirtschaft

und Abgaben schlägt dem Regierungsrat mehrheitlich vor, dies umzusetzen. Der Regierungsrat ist dafür, die SVP hat noch etwas Angst, dass das Bauen mit Holz auch bei Privaten vorgeschrieben werden könnte, aber der Widerstand ist bescheiden. Der Kanton wie auch Private werden künftig mehr mit Holz bauen – einfach weil es vernünftig, umweltschonend (was die Vertreter:innen aller Parteien extensiv betonten) und auch wirtschaftlich ist. Damit will ich mich keineswegs über den Vorschlag lustig machen. Seine Behandlung am Montag zeigt vielmehr auf, wie der Umweltschutz in den letzten Jahren Fortschritte erzielte, wie sogar Allgemeinkonsens werden kann, was vor zehn Jahren (ein Hochhaus aus Holz) noch als utopisch galt.

Etwas anders verhält es sich mit dem wachsenden Holz: Die Motion von Andrew Katumba (SP) für den Schutz vor allem von grossen Bäumen zur Bekämpfung der Hitzeschäden stiess nur bei der Klimaallianz auf ungeteilte Zustimmung. Ein Baumkataster und kürzere Baumabstände für alle Gemeinden (das Wie wird ihnen überlassen) stiessen nicht nur bei Barbara Franzen (FDP) auf Widerstand. In zweierlei Hinsicht: Erstens findet sie – bei allem Verständnis für Hitzeinseln –, dass das Thema bei der anstehenden Revision des Planungs- und Baugesetzes (PBG) behandelt werden solle, und zweitens will sie um jeden Preis vermeiden, dass in die Bestandesgarantie eingegriffen wird. Dass also Private gezwungen werden könnten, auf ihrem Besitz auf eigene Kosten ein paar Bäume zu pflanzen. Da die Klimaallianz im alten Kantonsrat auch ohne Isabel Garcia (sie stimmte mit der FDP) eine Mehrheit besitzt, kam die Motion durch. Umgesetzt wird sie aber vom neuen Kantonsrat, nach langen und intensiven Beratungen in Verwaltung und Kommission. Da der Klimawandel offensichtlich ist und mit einiger Wahrscheinlichkeit einer der nächsten beiden Sommer heiss sein wird, kann man darauf hoffen, dass Andrew Katumba mit seinem Kernanliegen, mehr hohe Bäume in dicht überbauten Gebieten (also vor allem in Städten), Erfolg haben wird.

Zwei Vorstösse zur Biodiversität kamen recht problemlos durch: jener von Jasmin Pokerschnig (Grüne), die überprüft haben will, dass der Kanton nicht mit der einen Hand Biodiversität fördert und mit der andern der Biodiversität schädliche Anlagen subventioniert. Hans Egli (EDU) will Strassen- und Bahnränder biodiverser ausstatten.

Abfall und Bauen

Recht problemlos kam auch ein neuer Anlauf für die Tiefengeothermie durch, bei der Baudirektor Martin Neukom skeptischer ist als der Turbo Christian Lucek (SVP). Kein Glück hatte die SVP mit ihren Vorstössen zum Abfall ausserhalb von Siedlungsgebieten. Es geht hier vor allem um den für die Kühe schädlichen Dreck, den meist Autofahrer:innen auf die Wiesen werfen und der im schlimmsten Fall im Magen einer Kuh landet. Dass dieser Abfall ein Problem ist, bestritt niemand, und auch über eine Entschädigung für die Entfernung (nebst Bussen) liesse sich eine Mehrheit finden. Dass diese Entschädigung für die Arbeit der Bauern oder eines Vereins hingegen aus dem Natur- und Heimatschutzfonds bezahlt werden soll, ist für eine klare Mehrheit ein No-Go. Zudem sei dies einfach eine Abschiebung der Kosten und der Aufgabe von den Gemeinden zum Kanton, fand nicht nur Martin Neukom. Stephan Weber (FDP) war mit zwei Motionen zur Änderung der Baubewilligung politisch erfolgreich. Wie nicht nur Stefan Feldmann (SP und Bauvorsteher in Uster) ausführte, bringt die vorgeschlagene Verkürzung der Fristen für eine Baubewilligung von vier auf drei Monate und von drei auf zwei Wochen für die Vorprüfung kaum etwas, wenn nicht gleichzeitig Personal aufgestockt

Die Verkürzung der Fristen für eine Baubewilligung bringt kaum etwas, wenn nicht gleichzeitig Personal aufgestockt wird.

wird. Bei der Ersetzung der Baubewilligung durch ein Anzeigeverfahren bei zonenkonformen Nutzungsänderungen besteht das Problem, dass damit die Rekurse eingeschränkt werden. Das kann zu langwierigen Auseinandersetzungen und Rechtsunsicherheit für den Bauherrn führen.

Die SVP scheiterte mit dem Vorstoss, einen Teil der Kernverwaltung auszugliedern, und Michèle Dünki (SP) hatte leider keinen Erfolg mit dem Anliegen, das Reinigungspersonal wieder einzugliedern. Der Kanton zahlt also weiterhin zumindest indirekt Löhne, die zum Leben knapp oder gar nicht ausreichen.

Von Koch-Aufwisch bis See-Anstoss

Der Zürcher Gemeinderat fordert mittels einer Motion eine Umzonierung zwischen der Werft Wollishofen und der Roten Fabrik, damit dort Freiräume statt Luxuswohnungen entstehen können.

Nicole Soland

Zum ersten Mal tagte der Zürcher Gemeinderat am Mittwochabend im Rathaus Hard in der Bullingerkirche. Der erste Unterschied zur letzten Sitzung vor den Sportferien war unübersehbar – und zwar draussen: Die vielen neuen Veloabstellplätze füllten sich rasch, während jeweils in Oerlikon viel weniger Plätze gut erreicht hatten. Zweiter Unterschied: Verglichen mit dem Provisorium in der Halle 9 macht dieser Saal optisch doch sehr viel mehr her (siehe Bild). Wie nach ferienbedingten Unterbrüchen üblich, standen zuerst mehrere Fraktions- und persönliche Erklärungen an. Ein Fokus lag, wen wundert, auf der Räumung des Koch-Areals beziehungsweise den Sprayereien, eingeschlagenen Scheiben etc., die nach der unbewilligten Demo vom 18. Februar zurückblieben. Für die FDP begrüsst es deren Fraktionschef Michael Schmid, «dass auch Gemeinderatsmitglieder aus dem linken Spektrum klar und unmissverständlich verurteilen». Doch mit Worten sei es nicht getan, «sondern es braucht auch eine kritische Reflexion der rotgrünen Politik und entsprechende Konsequenzen». Konkret: «Wir fordern die rotgrüne Mehrheit in Stadtrat und Gemeinderat auf, den Tunnelblick und die ungleichen Massstäbe bei der Wahrnehmung und Bewertung von Gewalt in der Stadt Zürich zu überwinden.» In der Fraktionserklärung der SVP tonte das so: «Auf dem linken Auge blind: Stadtrat ist an der enormen Gewalt mitschuldig.» Ihr Sprecher Stephan Iten zählte zudem mehrere Forderungen seiner Fraktion auf: Die «Bekämpfung des Linksextremismus» müsse zu einem Legislatorschwerpunkt gemacht



Optisch macht der neue Saal, in dem der Gemeinderat seine wöchentlichen Ratsitzungen abhält, deutlich mehr her als das Provisorium in der Halle 9. (Hannes Henz)

werden, hielt er fest, und jede Hausbesetzung sei innert 24 Stunden zu räumen. Für die AL beklagte Moritz Bögli hingegen «das Ende eines dringend benötigten Experiments». Die Co-Fraktionspräsidentin der Grünen, Monika Bättschmann, nahm die grüne Sicherheitsvorsteherin Karin

«Schon lange stellt sich die Frage, welcher Nutzen der Boden- und Grundstücksmarkt für die Allgemeinheit noch hat.»

Monika Bättschmann, Grüne

Rykart in Schutz und rief dazu auf, «kühlen Kopf zu bewahren». Sie stellte die jüngsten Ereignisse aber auch in einen grösseren Zusammenhang: «Schon lange stellt sich die Frage, welcher Nutzen der Boden- und Grundstücksmarkt für die Allgemeinheit noch hat.» Diese Frage übersteige jedoch die politischen

Kompetenzen der Stadt «bei Weitem». Deshalb müssten «vorerst» auch «verantwortungsvolle Grundstück- und Liegenschaftsbesitzer:innen in der Stadt Zürich ihren Beitrag leisten». Die Fraktionen von SP, Grünen und GLP schliesslich ärgerten sich in einer gemeinsamen Erklärung noch über den «mutlosen Bericht zum Ausbau der Photovoltaik von Stadtrat Baumer» (siehe dazu auch P.S. vom 17. Februar).

Keine weiteren Luxuswohnungen

Von den traktandierten Geschäften gab an diesem Abend eine Motion der Fraktionen von Grünen und AL «betreffend Anpassung der Bau- und Zonenordnung (BZO) hinsichtlich einer Umzonung des Gebiets zwischen Werft Wollishofen und Roter Fabrik in eine Freihaltezone sowie in eine Industrie- und Gewerbezone» am meisten zu reden. Luca Maggi (Grüne) befand, eigentlich müssten alle einstimmig für diesen Vorstoss sein: 8000 Unterschriften verzeichnen eine entsprechende Petition des Quartiervereins Wollishofen, und zwei Jahre lang hätten sich verschiedene Interessensgruppen in einem Echoraum ausgetauscht. Das Ergeb-

nis sei «klipp und klar»: Es brauche dort mehr Grün- und Freiräume – Luxuswohnungen, wie sie bereits auf dem Areal der ehemaligen Franzgarage im Bau seien, hingegen nicht. Dort koste eine Dreieinhalb-Zimmer-Wohnung 4760 Franken, eine mit viereinhalb Zimmern 5310 Franken, sagte Luca Maggi. Auf dem Areal zwischen GZ Wollishofen und Roter Fabrik, das dem Bauunternehmen Kibag gehört, dürfe man «nicht dasselbe machen». Konflikte wären zudem vorprogrammiert, wenn der «Duft» vom Grillieren auf der Saverawiese in die Luxuswohnungen drängte oder draussen feiernde junge Leute nachts um halb zwölf die Musik lauter drehten, fügte er an. Stadtrat André Odermatt erinnerte daran, dass der Rat bereits 2019 eine entsprechende Motion überwiesen habe, deren Beantwortung sich aber wegen Corona verzögerte. Im Januar habe der Stadtrat zudem die Ergebnisse der Testplanung Wollishofen öffentlich gemacht, es brauche keine weitere Motion. Der Stadtrat möchte sie deshalb in ein Postulat umwandeln lassen. Der Gemeinderat sah das nach engagierter Debatte jedoch mehrheitlich anders: Mit 62:55 Stimmen überwies er den Vorstoss als Motion.

FORUM

Leserinnenbrief zum Bildkasten auf Seite 7 des P.S. vom 24. Februar

Krawallanten müssen putzen!

Nicht einverstanden bin ich mit dem verharmlosenden Kommentar von Sergio Scagliola zur gewalttätigen Demo vom 18. Februar. Es ist auch nicht egal, wenn nur Autohäuser oder geschneigte Lokale statt Kleingewerbe drankommen. Wer muss denn putzen, aufräumen und reparieren? Sind das die hohen Herren oder die Kapitalisten? Letztlich kommen bei diesen unangenehmen Arbeiten immer die sogenannten kleinen Leute dran. Weil das Geschäft wieder rasch laufen muss, werden Putz- und Handwerksteams nach Feierabend oder an den Wochenenden aufgeboten. Diese Menschen würden ihre Freizeit vermutlich lieber im Familien- oder Freundeskreis verbringen, als den Dreck der Krawallanten wegzuräumen. Ferner bedeuten Sachbeschädigungen Material- und Energievergeudung. Oder wissen die Krawallanten nichts von Ressourcen-Schonung?

Deshalb müssen jene, welche Sachbeschädigungen begehen, sofort festgehalten und gezwungen werden, den Dreck und Schaden, den sie hinterlassen, durch eigene Arbeitskraft in Ordnung zu bringen. Sie dürfen erst heimgehen, wenn sie unter strenger Anleitung alles einwandfrei geputzt, aufgeräumt und repariert haben, der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt ist. Das Prinzip ist klar und muss hier wie anderswo durchgesetzt werden: Wer Dreck macht, räumt ihn selber auf.

Liliane Waldner, www.fluss-frau.ch

IN KÜRZE

Bock geschossen

Am 12. März findet in Zürich schon wieder eine Wahl statt, und zwar die Ersatzwahl eines Ersatzmitglieds des Bezirksrats Zürich für den Rest der Amtsdauer 2021 bis 2025. Das tönt unspektakulär. Warum also schrieb der «Tages-Anzeiger» vom Montag, es gebe «wieder Wirbel um Zürcher Wahlzettel»? Kurz zusammengefasst geht es darum, dass auf dem Wahlzettel zwar die zwei Wahlvorschläge aufgelistet sind – zur Wahl stellen sich Sarah Eichenberger Caballero Mejias und Roberto C. Feusi. Doch während zu Letzterem angegeben ist, dass er Unternehmer, Mitglied der Schlichtungsbehörde in Miet- und Pachtsachen und parteilos ist, steht bei Erstgenannter als Beruf «MLaw, Rechtsanwältin» sowie «Wahlvorschlag der Interparteilichen Konferenz des Bezirks Zürich (IPK)». Unerwähnt bleibt, dass sie Mitglied der SP ist. Das war bis vor Kurzem normal und gesetzeskonform – konkret bis letztes Jahr, als die Verordnung über die politischen Rechte geändert wurde. Diese Änderung trat per 1. Oktober 2022 in Kraft. Die Übergangsfrist endete drei Monate später, womit seit dem vergangenen 1. Januar folgendes gilt: Die Parteizugehörigkeit aller Kandidat:innen ist zu erwähnen, unabhängig davon, von wem sie vorgeschlagen werden.

Will heissen: Dem Bezirksrat ist ein Fehler unterlaufen. Er verschickte denn auch am Dienstag eine Medienmitteilung, in der er «bedauert, diese Änderung der Verordnung über die politischen Rechte nicht berücksichtigt zu haben». Hinter dem «Wirbel», von dem der «Tagi» schrieb, steckt somit keine unzulässige Mischerei, son-

dern schlicht ein Versehen nach dem Motto, «wo gearbeitet wird, passieren Fehler». *nic.*

Externe Untersuchung

Nachdem im Herbst 2022 die Missstände im MNA-Zentrum Lilienberg in Affoltern am Albis öffentlich bekannt wurden (P.S. berichtete), leitet die Stadt Zürich, wie sie per Medienmitteilung vom 1. März kommuniziert, nun eine externe Untersuchung ein. MNA steht für Mineurs non accompagné(e)s, also Jugendliche, die ohne ihre Eltern in die Schweiz geflohen sind. Die Untersuchung geschieht infolge schwerer Vorwürfe seitens ehemaliger Mitarbeiter:innen im Lilienberg über die dortigen Zustände einerseits sowie aufgrund eines im letzten Mai durch das kantonale Sozialamt in Auftrag gegebenen Berichts. Im Bericht wurde festgestellt, dass deutlich zu viele Jugendliche im Lilienberg beherbergt werden und es an Personal mangelt. Die Missstände extern untersuchen zu lassen, gab der Stadtrat, begründet auf diesen Bericht, in Auftrag.

Für die Untersuchung ist der Universitätsprofessor und Rechtsanwalt Dr. Felix Uhlmann zuständig. Die Untersuchung im Lilienberg soll zeigen, wie es zu den Mängeln und Problemen in der Asylunterkunft für Jugendliche kommen konnte, «allfällige organisatorische, strukturelle und systemische Fehler und Mängel» aufzeigen, Empfehlungen zur zukünftigen Vermeidung abgeben sowie klären, welche Personen und Stellen auf welche Weise involviert sind, heisst es in der Medienmitteilung. Das Zentrum wird von der Asylorganisation Zürich (AOZ) betrieben, die

INITIATIVE EINGEREICHT



Am Montag reichte das überparteiliche Komitee «Uferschutz für Mensch und Natur» seine Initiative mit 4772 Unterschriften ein. Entstanden ist die Uferschutzinitiative als Reaktion auf den Schlussbericht zur Aktualisierung der Hochhausrichtlinien (P.S. berichtete): Die Initiant:innen möchten keine «Hochhäuser mit riesigen Gebäuden» an den Ufern der Limmat und am See, wie sie in ihrer Medienmitteilung vom Montag festhalten. Die dortigen «schützenswerten Lebensräume für Mensch, Tier und Pflanzen» dürften nicht beeinträchtigt werden. Hochhäuser mit ihren grossen Fundamenten und Tiefgaragen würden die Lebensräume bedrohen und einengen. (Bild: zVg) *nic.*

sich als öffentlich-rechtliche Anstalt im Besitz der Stadt Zürich befindet und im Rahmen dieser Bekanntmachung der Missstände im Lilienberg auch einiges an Kritik seitens verschiedener Medien geerntet hatte. Weil der eigentlich für die Auslösung und Begleitung einer solchen Administrativuntersuchung zuständige Sozialdepartementsvorsteher Raphael Golta bis 2021 Verwaltungsrat der AOZ war und Sicherheitsdepartementsleiterin Karin Rykart dem Gremium von Amtes wegen aktuell angehört, fällt die Zuständigkeit der Vorsteherin des Tiefbau- und Entsorgungsdepartements Simone Brander, Raphael Goltas Stellvertreterin, zu. Die Ergebnisse der Untersuchung will der Stadtrat voraussichtlich Ende des laufenden oder Anfang des nächsten Jahres kommunizieren. *sca.*

Dialysezentrum für Knonauer Amt

Am kommenden Mittwoch, 8. März, eröffnet das Spital Affoltern am Albis in Kooperation mit dem Stadtspital Zürich in unmittelbarer Nähe zum Bahnhof Affoltern an der Obstgartenstrasse 3 ein eigenes Dialysezentrum für das Säuliamt. Damit reagiert das Spital Affoltern auf die kantonsweit steigende Nachfrage nach Dialyseplätzen für Menschen mit fortgeschrittener Nierenschwäche. Die insgesamt 12 Plätze sollen schrittweise in Betrieb genommen werden. Bei Vollbetrieb können wöchentlich an sechs Tagen insgesamt bis zu 48 Patient:innen versorgt werden. Für die betroffenen Patient:innen aus der Region, die bislang auf Dialysezentren ausserhalb des Bezirks ausweichen mussten, bringe das neue Angebot an zentraler und vom öffentlichen Verkehr gut erschlossener Lage in Affoltern aber auch eine beträchtliche Verkürzung der Anreise und damit eine grosse Erleichterung, zumal die Therapie mit erheblichem Zeitaufwand verbunden sei, schreiben das Spital Affoltern und das Stadtspital Zürich. In der Anfangsphase ist das Dialysezentrum, das auch Nierensprechstunden anbietet, jeweils am Montag-, Mittwoch- und Freitagvormittag geöffnet. Für den Betrieb verantwortlich sind Prof. Dr. med. Patrice M. Ambühl, Chefarzt des Instituts für Nephrologie, und Ute Helt, Fachbereichsleiterin Nephrologie, beide vom Stadtspital Zürich. *as.*

Mythen-Park

Der Stadtrat hat entschieden, auf einen Gegenvorschlag zur Volksinitiative «Mythen-Park» zu verzichten. Die Parkinitiative schlägt vor, vom Strandbad Mythenquai bis zum General-Guisan-Quai einen möglichst zusammenhängenden, öffentlich zugänglichen Park zu schaffen und ein Teilstück der Hauptstrasse Mythenquai ab Einmündung Alfred-Escher-Strasse bis General-Guisan-Quai aufzuheben. Wie der Stadtrat am 1. März mitteilt, sehe er nach vertiefter Prüfung «keinen sinnvollen Inhalt» für einen Gegenvorschlag. Das, weil die weiteren im Gebiet laufenden Projekte, namentlich der Umbau der Sukku-

lentensammlung und das Projekt «Hafen Enge» aus rechtlichen respektive verfahrenstechnischen Gründen nicht in den Gegenvorschlag aufgenommen werden. Nun liegt es am Gemeinderat, dem Antrag für den Verzicht auf einen Gegenvorschlag zuzustimmen. Passiert das, kommt es aufgrund der Höhe der Ausgaben zur Volksabstimmung. Lehnt der Gemeinderat die Umsetzungsvorlage ab, findet eine Volksabstimmung über die Initiative in ihrer ursprünglichen Form – als allgemeine Anregung – statt. *tim.*

Sammlung Bührle: Gross soll untersuchen

Die Evaluation in Sachen Provenienzforschung der Sammlung Bührle ist einen Schritt weiter: Ende August 2022 hatten Stadt und Kanton Zürich sowie die Zürcher Kunstgesellschaft einen Runden Tisch eingesetzt, der die Inhalte des Mandats für eine unabhängige Evaluation der bisher geleisteten Provenienzforschung erarbeiten und eine Fachperson für diese Evaluation vorschlagen sollte. Nun hat der Runde Tisch seine Arbeiten abgeschlossen, wie der Delegierte von Stadt, Kanton und Kunstgesellschaft, Felix Uhlmann, am Donnerstag mitteilte: Als Experte wird Professor Raphael Gross vorgeschlagen. Stadt, Kanton und Kunstgesellschaft begrüssten diese Empfehlung, heisst es weiter.

Professor Raphael Gross ist Historiker, in Zürich aufgewachsen und seit 2017 Präsident der Stiftung Deutsches Historisches Museum. Er sei «an zahlreichen Restitutionsverfahren massgeblich beteiligt gewesen», heisst es in der Pressemitteilung weiter. Seit 2016 ist er zudem «Mitglied der deutschen Beratenden Kommission im Zusammenhang mit der Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturguts, insbesondere aus jüdischem Besitz». Dieses Gremium wurde 2003 eingerichtet, um bei Differenzen über die Rückgabe solchen Kulturguts zu vermitteln.

Mit Ergebnissen der Evaluation der bisher geleisteten Provenienzforschung zur Sammlung Bührle sei im Frühjahr 2024 zu rechnen, schreibt Felix Uhlmann weiter. Gestern Donnerstag wurde der Bericht veröffentlicht, der aus den Diskussionen am Runden Tisch entstanden ist. Darin ist auch nachzulesen, wie dieser zu seiner Empfehlung gekommen ist. Damit ist die Arbeit des Runden Tisches vorderhand abgeschlossen. *nic.*

Eingereicht

Gestern Donnerstag hat das Initiativkomitee der kantonalen Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen im Kanton Zürich» selbige eingereicht – sechs Monate nach der Lancierung und mit 13 589 Unterschriften, wie aus seiner Medienmitteilung hervorgeht. Konkret fordert die Initiative ein kommunales Vorkaufrecht, das es den Gemeinden und Städten bei Bedarf ermöglichen soll, zum Verkauf stehende Grundstücke selbst zum ausgemachten Preis erwerben zu können. *nic.*

WEINKOLUMNE VON BARBARA MAEY



In alter Frische

Es war schon nach Mitternacht und die Flasche Blaufränkisch war nicht mehr voll, als der österreichische Winzer René Pöckl den Schweizer Sommelier und Weinakademiker Markus Utiger ermutigte, seinen eigenen Wein zu machen. Und nicht nur das: Er bot ihm ein Filetstück seiner Rebärten am Neusiedlersee zur Bewirtung an. Markus schlief darüber und liess sich auf das Abenteuer ein. 2007 füllte Markus seinen ersten Blaufränkisch der Lage Rappbühl ab. Wer Markus kennt, weiss, dass er keine halben Sachen macht. Sein Wein wurde an einer Blindverkostung zum besten Blaufränkisch Österreichs gekürt. Die Rebsorte verträgt das trockene, heisse Klima am Neusiedlersee sehr gut und bringt strukturierte, frische Weine mit grossem Lagerpotenzial hervor. Davon haben wir uns an einer Vertikalen mit einem einmaligen Line-up überzeugt. Die Jahrgänge 2013, 2015, 2016, 2017, 2018 und 2019 wurden kredenzt. Der 19er zeigte sich schon sehr zugänglich, frisch, saftig und finessenreich am Gaumen. Auch der 18er war nach der Abfüllung ein charmanter Schmeichler, hat nun aber einen Entwicklungsschritt gemacht und möchte wohl einen Moment in Ruhe gelassen werden. Wenn Weine reifen, können sie sich vorübergehend aromatisch etwas verschliessen. Der 17er vermochte mit seinem Duft nach Veilchen, Kirschen, etwas Rauch und Menthol und seiner Stoffigkeit am Gaumen zu begeistern. Die grosse Überraschung war aber der älteste Wein (2013) aus der Magnum. Das Traubengut dieses Jahrgangs hatte dank vielen kühlen Tagen und einer langen Reifung im Herbst eine gute Säure. Die Magnum wurde während drei Jahren auf 1300 Metern über Meer in einem Felsenkeller im Bleniotal gelagert. Die natürliche Kühlung liess den Wein langsam reifen. War er in seiner Jugend noch auf der harten Seite, offenbart er sich jetzt mit einem Tiefgang und einer für sein Alter unglaublichen Frische! Es war nach Mitternacht, die Magnum war leer. Hätte mir jetzt jemand gesagt: «Mach doch deinen eigenen Wein!» – wer weiss, vielleicht hätte ich ja gesagt. Barbara Maey führt eine Weinhandlung in Zürich. barbara@laterroiriste.ch

ZINN-ANKAUF

Zinn-Waren Ankauf aller Art, Teller-Becher-Kannen, usw. Silber-Besteck, sowie Uhren aller Art, ob defekt, spielt keine Rolle.

Rufen sie an, es lohnt sich Bestimmt.

Frau Mülhauser
Tel. 078 244 41 33



AQUILAW

Ihr nachhaltiges Treuhand-
und Rechtsberatungsbüro

**einatmen,
ausatmen**

loopzeitung.ch

STIFTUNG BILDUNG

Die Stiftung SP Bildung ist das Bildungswerk der SP Kanton Zürich und sucht per 01.08.2023 oder nach Vereinbarung eine* n

Geschäftsführer* in (20%)

In dieser zentralen Drehscheibenfunktion bist Du verantwortlich für die Unterstützung des Stiftungsrates sowie die Organisation und Administration der Veranstaltungen (ca. 10 pro Jahr plus zwei Reisen). Die Stelle erfordert ein hohes Mass an Selbstorganisation, bietet aber auch grosse zeitliche Flexibilität und gute Einführung.

Haupttätigkeiten: Konzeption und Mitarbeit bei der Planung und Gestaltung des Angebotes, Organisation der Kurse und Reisen, Öffentlichkeitsarbeit (Ausschreibungen, Website, Newsletter etc.), Administration der Kurse und Reisen, Buchhaltung, Betreuung Stiftungsrat inkl. Protokollführung, Berichterstattung gegenüber Partei und kantonaler Aufsicht.

Anforderungen: SP-Mitgliedschaft und gute Vernetzung innerhalb der SP Kanton Zürich, Kenntnisse über die wichtigen politischen Themen der Schweiz und des Kantons Zürich, Organisationstalent, rasche Auffassungsgabe, Flexibilität und Belastbarkeit (inkl. Abendeinsätze), Eigeninitiative, hohes Mass an Selbstorganisation, Bereitschaft auch zu administrativen Aufgaben, Möglichkeit, die Geschäftsstelle von zu Hause aus zu führen, sowie falls möglich Erfahrung in Kursleitung.

Haben wir Dein Interesse geweckt?

Dann freuen wir uns bis 09.04.23 auf Dein Bewerbungsdossier per E-Mail an info@spbildung.ch. Für Fragen steht Dir der Geschäftsführer a.i., Heinz Looser (info@spbildung.ch, Tel. 079 358 54 75), zur Verfügung.

Les Vignes
EST. 2015

**Europäische Weine
aus nachhaltiger Produktion -
klimaneutral geliefert.
Stöbern Sie in der Weinhandlung
oder im Onlineshop.**

Les Vignes Weinhandlung | Freilagerstrasse 55 | 8047 Zürich
044 542 82 09 | wein@les-vignes.ch | les-vignes.ch



www.URR.ch

Im Auftrag Ihrer Zufriedenheit!

Umzug
Transport
Einlagerung



+41 62 824 04 40

Veränderung und Vertrauen

An einer Veranstaltung dieser Woche – das Thema war künstliche Intelligenz – sprach der Referent auch die Situation der Medien an und illustrierte sie mit einem persönlichen Beispiel. Er sei Vater zweier Teenager, deren Medienkonsum sich hauptsächlich auf TikTok, Youtube und andere Plattformen beschränke. Sie hätten noch eine Zeitung abonniert. Auf Papier, damit die Söhne auch noch sehen würden, dass es das noch gibt. Dieses Beispiel ist exemplarisch für den Wandel der Mediennutzung. Die längst nicht nur Teenager betrifft. Die gedruckte Zeitung, die Zeitung als Morgenritual hat immer weniger Bedeutung. Und auch wenn ich die Zeitung tatsächlich noch gerne auf Papier lese, wäre das Verschwinden des Papiers an und für sich nichts grundsätzlich Dramatisches. Aber die Veränderung des Medienverhaltens und die Digitalisierung haben weit grundlegendere Folgen.

Journalismus ist wichtig für die Demokratie. Wichtig ist dabei nicht die Form, sondern dass er sich den Regeln des Journalismus verpflichtet, der Wahrheit, der Achtung der Menschenwürde, der Fairness und der Information der Öffentlichkeit. Natürlich sind auch klassische Medien nicht von der Missachtung ebendieses Kodexes gefeit, und die Qualität ist mit den sinkenden Mitteln auch nicht grösser geworden. Aber die Alternative sind Plattformen, die sich keinerlei Regeln verpflichten. Eine Demokratie ist auf informierte Bürger:innen angewiesen. Wenn nun immer mehr Menschen ihre Informationen nicht mehr aus verlässlichen Quellen beziehen, dann ist das ein Grundproblem für die Demokratie. Studien wie der Edelman Trust Barometer haben denn auch ermittelt, dass weltweit das Misstrauen in Medien und staatliche Institutionen steigt. Wenn Fakten zu einer Meinung werden, dann lassen sich auch Probleme nicht mehr lösen.

Die Medien sind unter Druck, weil die Werbeeinnahmen sich von den klassischen Medien auf Plattformen verlagern. Grosse Medienkonzerne wie Tamedia haben dies für sich so gelöst, dass sie eigene Plattformen für Wohnungs- oder Stellenanzeigen besitzen. Damit verdient der Konzern Geld, für den Journalismus bleibt immer weniger übrig. Die kleinen und mittleren Verlage haben diese Möglichkeit nicht. Aber auch Verlage wie wir, die weniger abhängig sind von Werbeeinnahmen, spüren das veränderte Medienverhalten. Wir haben eine treue Leserschaft, aber es fehlt der Nachwuchs. Und der ist am klassischen Produkt Zeitung immer weniger interessiert. Das Medienpaket, über das wir letztes Jahr abgestimmt haben, hätte wenigstens etwas Abhilfe geschaffen, indem die indirekte Medienförderung, also die Verbilligung der Posttarife, erhöht worden wäre. Und es wäre eine neue Förderung für Online-Medien geschaffen worden. Dieses wurde bekanntlich abgelehnt, weil die Mehrheit der Be-

völkerung keine Lust hatte, grosse Verlage zu subventionieren. Das ist zwar nicht unverständlich, löst aber das Problem nicht. Denn der Druck auf die Verlage, sich auf die veränderten Bedingungen einzulassen, bleibt, nur die Mittel für die Investitionen sind nicht vorhanden. Die Eidgenössische Medienkommission EMEK hat im Januar festgehalten, dass es angesichts der sich verändernden Medienlandschaft in der digitalen Medienwelt schlicht nicht mehr sinnvoll sei, auf ein veraltetes Modell der Verteilung zu setzen. Sie empfiehlt daher einen Systemwechsel: Alle Medien sollen Fördergelder erhalten können, sofern sich ihre journalistischen Inhalte an eine breite Öffentlichkeit richten und sie sich auf die Einhaltung der Branchenselbstregulierung verpflichten. Dieser Vorschlag ist gut und sinnvoll. Nur: Politisch ist die Lage nach der Ablehnung des Medienpakets blockiert. Und ob der neue UVEK-Vorsteher Röstli grosse Lust verspüren will, die Medienförderung zu unterstützen, ist zu bezweifeln.

Seit 24 Jahren gibt es das P.S. Wir finanzieren uns seit Beginn weitgehend über Abos und zu einem kleinen Teil über Inserate, wir erhalten keine Beiträge von Parteien oder anderen Organisationen und sind auch in unserer Berichterstattung unabhängig von ihnen. Seit 2014 führe ich den Verlag, zusammen mit einer unglaublich motivierten, kompetenten und leistungsbereiten Crew, die jede Woche ihr Herzblut in unsere Zeitung steckt. Es gibt uns noch und das ist in einer Zeit, in der anderen ambitionierten Medienprojekten wie «Higgs» oder der «Medienwoche» der Schnauf ausgegangen ist, ein Erfolg. Aber wenn wir auch eine Zukunft haben wollen, bleibt uns nur die Vorwärtsstrategie. Wir müssen uns – frei nach Wolf Biermann – verändern, um uns treu bleiben zu können.

Unser Produkt, so glauben wir, ist gut. Aber es kann besser und es muss vor allem bekannter werden. Dazu wollen wir zum einen vermehrt auf Kooperationen setzen. So haben wir in letzter Zeit immer wieder für Artikel mit anderen Medien zusammengearbeitet wie «Tsüri», WOZ, «Saiten» oder «Bajour». Weitere Kooperationen auch im administrativen Bereich sind zu prüfen. Zum anderen müssen wir unseren digitalen Auftritt stärken, sei es im Web, aber auch in den sozialen Medien. Um dies zu schaffen, brauchen wir euer Vertrauen, liebe Leserinnen und Leser. In dem ihr uns weiterhin die Treue haltet und in dem ihr uns, helft, Schritte in die Zukunft zu wagen.



Min Li Marti, Verlegerin und Chefredaktorin

Drei Fragen an Annie Wehrli...

Was war der Grundgedanke, der sich durch das Redesign der Printzeitung zieht?

Mehr Ruhe ins Layout zu bringen – zugunsten der Lesbarkeit. Ich habe versucht, ein wenig aufzuräumen. Auch das Bildkonzept mit den bisherigen Rot-Blau-Filtern habe ich über den Haufen geworfen, weil Farbfotos viel mehr Leben in die Zeitung bringen. Gerade bei Kulturbildern habt ihr doch oft so schönes Bildmaterial, das an Strahlkraft verliert, wenn es blau gedeckt wird. Mehr Farbe tut dem P.S. gut. Auch typographisch hat sich viel getan: Für die Überschriften wird eine junge Schweizer Schrift von «Newglyph» aus Lausanne verwendet. Es ist wieder eine Grotteskschrift, aber sie ist ein wenig moderner und jünger. Im Lauftext bleibt aber die Serifenschrift.

Wie verbessert man visuell die Sichtbarkeit einer linken Lokalzeitung?

Mit mehr grossen Bildern. Und mit Mut zu grossen Titeln: Aus zwei Seiten mit kleinen Bildern kann man gut vier Seiten mit grossen Bildern machen – vielleicht auch als Anregung für die nächste Ausgabe. Das Zusammenspiel aus Wort und Bild ist es, das ansprechend sein muss. Sodass das P.S., wenn es im Lieblingscafé der Zürcher:innen rumliegt, anregt, es in die Hand zu nehmen.

Was gilt es nun, für uns zu tun?

Ihr müsst euch immer wieder an der Nase nehmen, Wert auf die Bebilderung zu legen. Sucht schöne Bildinhalte – und schreibt nicht allzu viel. Damit aber nochmals zurück zur Sichtbarkeit, denn trotzdem: Die Sichtbarkeit geschieht in erster Linie über eure Geschichten, Recherchen und euer grossartiges redaktionelles Engagement.

Annie Wehrli ist Grafikerin bei Büro Albatros und mitverantwortlich für die Umsetzung des Redesigns der Printzeitung.

IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung, Auflage: 2450 Ex.

Herausgeber: P.S. Verlag, Hohlstr. 216, 8004 Zürich

Druck: CH Media Print AG, St. Gallen.

Redaktion: Min Li Marti (mlm.), Tel. 044/241 07 60 (Politik), Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241 07 60 (Politik/Produktion), Thierry Frochoux (froh.), Tel. 044/240 44 25 (Kultur/Produktion), Tim Haag (tim.) (Volontariat).

Mitarbeit: Koni Loepfe (kl.), Tel. 044/241 06 70, Peter Weishaupt (pw./Korrektorat), Hans Steiger (haste), Tobias Gerosa (tg.), Arthur Schächli (as.), Hermann Koch (hk.), Matthias Erzinger (me.), Angela Bernetta (net.), Roxane Steiger (rst.), Sergio Scagliola (sca.).

Inserate/Abos: Anna Hug, Iris Wehrli, Tel. 044/241 07 60. anzeigen@pszeitung.ch, aboservice@pszeitung.ch.

redaktion@pszeitung.ch, www.pszeitung.ch, PC-Konto: 87-569389-2
Erscheint seit Februar 1999 wöchentlich

Abopreis: Fr. 230.– (GönnerInnen: ab 300.–), enthält 10 x jährlich die Musikzeitung LOOP. Separat-Abo: 33.–, www.loopzeitung.ch

Dumm ist, wer Dummes sagt!

«Putzfrauen sind dumm und taugen zu nichts, weil sie nicht studiert haben und nichts im Kopf haben», schikanierte mich mein ehemaliger Vorgesetzter in der Reinigungsfirma, in der ich arbeits-tätig war. Nebst der körperlich sehr anstrengenden Arbeit musste ich tagtäglich Sprüche wie diese über mich ergehen und mich erniedrigen lassen. Frauen sind dumm – ein Vorurteil, das mich in meiner jahrelangen Tätigkeit als Reinigungskraft stets begleitete. Diskriminierung aufgrund meines Geschlechts war somit an der Tagesordnung und liess mich vermehrt an mir selbst zweifeln.

Mit 27 Jahren kam ich in die Schweiz, um mit meiner Tochter und meinem Ehemann, der bereits seit 14 Jahren in der Schweiz lebte und arbeitete, am selben Ort als Familie leben zu können. Damals war mir nicht bewusst, welches Ausmass an Diskriminierung mich in der Schweiz erwarten würde. Obwohl ich meine Arbeit als Reinigungskraft an sich mochte, war ich nicht mehr bereit, die respektlose Art meines Vorgesetzten über mich ergehen zu lassen und dessen Beschimpfungen und Bedrohungen hinzunehmen. Als mein Vorgesetzter mich nach einem Konflikt entliess, ohne die Kündigungsfrist einzuhalten, fasste ich all meinen Mut zusammen und entschloss mich nach meiner jahrelangen Tätigkeit in der harten Reinigungsbranche dazu, ein Jahr lang intensiv Deutsch zu lernen, um meine Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen und eine neue Arbeitsmöglichkeit zu finden. Es kostete mich viel Kraft, Mut und Vertrauen in mich selbst, diesen

Schritt zu wagen und zu erkennen, dass nicht ich die Dumme war, sondern dumm ist, wer Dummes sagt. Nicht zuletzt dank der Unia, die meine Deutschkurse unterstützte und mir dank Subventionen eine Weiterbildung ermöglichte, gelang es mir nach jahrelanger Diskriminierung, Sexismus und Unterdrückung am Arbeitsplatz den Entschluss zu fassen, der Reinigungsbranche den Rücken zu kehren und mich in neue Gefilde zu wagen. Ich habe meine berufliche Erfüllung in meiner Arbeit in einer Kinderkrippe gefunden und bin nun sehr glücklich und zufrieden. Ich werde als Frau akzeptiert und aufgrund meiner Fähigkeiten geschätzt. So wie es eben sein sollte, leider aber in vielen Branchen und Betrieben noch immer nicht die Realität ist.

Deshalb stehe ich weiterhin für die Rechte der Frauen in der Arbeitswelt ein, um Ungerechtigkeiten wie Lohnunterschiede, die tiefen Löhne in Frauenberufen, Kündigungen aufgrund von Mutterschaft, sexuelle Belästigung, Rassismus und Diskriminierung zu bekämpfen. Es muss sich endlich etwas ändern, denn Frauen werden benachteiligt, nur weil sie Frauen sind, dabei hat jede Person ein Recht auf Achtung und Würde. Die Lohndiskriminierung ist nach wie vor erheblich, die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben ist ein Hürdenlauf und im Alter geht die Diskriminierung der Frauen weiter: Tiefe Renten, die kaum zu Leben reichen, gehören für viele Frauen zum Alltag. Darüber hinaus ist sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz immer noch eine viel zu weit verbreitete Realität, ebenso wie Rassismus und andere

Formen der Diskriminierung. Für mich persönlich ist es deshalb sehr wichtig, am 14. Juni am Frauenstreik 2023 teilzunehmen. Typisch weibliche Berufe sollen endlich den Respekt und die Anerkennung bekommen, die sie verdienen. Die Löhne und die Arbeitsbedingungen in der Pflege, im Verkauf, in der Kinderbetreuung und in der Reinigung müssen besser werden. Nicht zuletzt kämpfe ich auch für meine Tochter, damit ihre Zukunft nicht mehr von Ungerechtigkeiten geprägt ist, sondern es endlich normal sein wird, dass Frauen in jeglicher Hinsicht Gleichstellung erfahren.

Am 7. März findet im Vorfeld des Internationalen Frauentags eine Podiumsdiskussion zur Gleichstellungsfrage statt. Als engagierte Unia-Aktivistin nehme ich als Rednerin an der Diskussion teil, erzähle von meinem harten Alltag in einer Tieflohnbranche und setze mich für mehr Respekt, mehr Lohn und mehr Zeit zum Leben für Frauen ein.

Uniti siamo forti –
zusammen sind wir Frauen stark!



Elodie (32), Unia-Aktivistin.
Ihr Tipp: «Diskriminierung von Frauen in der Arbeitswelt» am 7. März ab 19 Uhr im Volkshaus Zürich.

Der GBKZ erhält von P.S. jeweils am ersten Freitag des Monats die Gelegenheit, in einer Kolumne gewerkschaftspolitische Themen aufzugreifen. Rückmeldungen erwünscht an info@gbkz.ch

Cartoon by Roman Prelicz



Die Stadt muss endlich aufholen!

Kürzlich veröffentlichte Zahlen von Statistik Stadt Zürich zeigen, dass auch letztes Jahr Immobilienkonzerne, Banken, Versicherungen und dubiose AGs einen noch grösseren Anteil der Wohnungen in der Stadt Zürich aufgekauft haben. Unterdessen besitzen sie zusammen fast 33 Prozent aller Wohnungen, 2010 waren es noch 25,5 Prozent.

Gleichzeitig stagniert der Anteil an Wohnungen, die Genossenschaften oder der öffentlichen Hand gehören – letztes Jahr nahm er sogar leicht ab. Diese schädliche Entwicklung ist der Grund dafür, weshalb man heute in Zürich fast doppelt so viel Miete bezahlt als noch vor zwanzig Jahren. Wie absurd die von den Immobilienkonzernen erzielten Renditen sind, wird offensichtlich, wenn man die neueste Mietpreiserhebung der Stadt anschaut: Bei Neubauwohnungen beispielsweise sind die Genossenschaftswohnungen halb so teuer wie die der gewinnorientierten Vermieter – für dieselbe Anzahl Zimmer!

Dass es so attraktiv ist, die Mieter:innen mit überhöhten Mieten abzuzocken, hat einen einfachen Grund: FDP und SVP wehren sich unter der Bundeshauskuppel seit Jahren dagegen, dass das Mietrecht durchgesetzt wird. Im Gegenteil: Sie wollen das Mietrecht aktuell weiter schwächen.

Da die Mehrheit in Bundesbern leider der Immobilienlobby näher steht als den Mieter:innen, muss sich immerhin die Stadt Zürich den Konzernen entschieden entgegenstellen: Kommen Wohnungen auf den Markt, muss die Stadt sie kaufen und so bezahlbaren Wohnraum sichern, anstatt tatenlos zuzuschauen, bis die halbe Stadt der Mobimo, der Credit Suisse, SwissLife und Co. gehört. Der Wohnraumfonds, der im Juni zur Abstimmung kommt, ist ein erster Schritt in die richtige Richtung.



Oliver Heimgartner,
Co-Präsident SP Stadt Zürich

Er stärkt auch die Genossenschaften, damit sie Wohnungen kaufen und so der Renditelogik entziehen können.

Eine kantonale Initiative, die von der SP und dem Verband der Wohnbaugenossenschaften angestossen wurde und unterdessen auch von Gemeindepolitiker:innen von Grünen, GLP, Mitte & EVP unterstützt wird, soll es den Gemeinden im Kanton Zürich zusätzlich vereinfachen, bezahlbaren Wohnraum zu sichern: Dank einem sogenannten Vorkaufsrecht, wie es bereits in den Kantonen Genf und Waadt üb-

FDP und SVP wollen das Mietrecht aktuell weiter schwächen.

lich ist, könnten die Gemeinden bei grösseren Liegenschaftsverkäufen künftig entscheiden, ob sie die Liegenschaft selber erwerben möchten. Die Initiative wurde gestern mit über 13 000 Unterschriften beim Kanton eingereicht und kommt in etwa zwei Jahren zur Abstimmung.

Ein weiterer Hoffnungsschimmer kommt aus der Stadt Luzern: Dort stimmen die Stimmberechtigten Mitte März über eine Initiative von SP und Mieter:innenverband ab, die dafür sorgen soll, dass kein Wohnraum mehr für kommerzielle AirBnB-Nutzungen und teure Business-Apartments geopfert wird. Auch in der Stadt Zürich muss die Schraube bei diesem Thema nochmals angezogen werden: Bei dem aktuellen Leerwohnungsbestand von 0,07 Prozent ist es inakzeptabel, dass mehrere Tausend Wohnungen in Zürich nicht für die Bevölkerung zur Verfügung stehen, weil man mit AirBnB-Vermietungen mehr Geld machen kann.

Machen wir vorwärts!

In den letzten Tagen dachte ich mehrmals, dass ich im falschen Film bin, wenn ich morgens die grossen Tageszeitungen durchblättere. Da soll quer durch Afrika ein Wald gepflanzt werden, Hunderte von Kilometern lang, weil das eines der wenigen Mittel sei, um etwas gegen die Klimaerwärmung und damit auch gegen die Hungersnot zu tun. Oder es werden auf den Malediven schwimmende Häuser und Städte geplant, weil die Inseln ja bald überschwemmt werden. Auch in Europa herrscht Ausnahmezustand. Italien leidet unter Wassermangel: In Venedig sitzen die Gondolieri im Trockenen – was für ein Bild!

Bei uns in der Schweiz ist es nicht besser: Es fehlt der Schnee. Skigebiete in tieferen Lagen sind zum Teil geschlossen, und dass Pisten sich als weisse Kunstschnee-Bänder von den Bergen ins Tal ziehen, ist schon eine Selbstverständlichkeit. Sogar Skirennen können nur noch mit Mühe durchgeführt werden, weil der Schnee fehlt und es zu warm ist.

Der Klimawandel ist Realität, und daher sollten wir auch in Zürich nun wirklich vorwärts ma-

Mehr Grün, weniger Grau – ein Gewinn für alle.

chen. Am liebsten hätte ich ja auch einen Wald (wie in Afrika) anstelle der Autobahn aus Bern, die jetzt bis mitten in die Stadt führt. Zudem müsste auch die andere Autobahn, die Sihlhochstrasse, abgebrochen und dafür die Sihl renaturiert werden. Mehr Grün und weniger grau in der Stadt – das wäre nicht nur für das Klima ein Gewinn, sondern auch für alle Anwohner:innen.

Aber das wird noch dauern, denn oft sind schon kleine Schritte schwierig. Grosses Potenzial haben wir bei der Entsiegelung. Auch da gilt: Mehr Grün, weniger Grau. Parkplätze für Velo und Auto könnten alle entsiegelt werden – das wären relativ viele Flächen, die wir damit gewinnen würden. Auch in unserer Siedlung sind nach wie vor die meisten Flächen um die Häuser asphaltiert. Nun werden sie häppchenweise aufgerissen und entsiegelt. So etwas sollte künftig von Anfang an richtig gemacht werden – es kostet weniger und nützt mehr.

Auch bei der Energieversorgung geht es in Zürich nicht richtig vorwärts. Der Stadtrat legt nun schon zum zweiten Mal eine Solarstrategie vor, die klar ungenügend ist. Das ist völlig unverständlich, denn die Energiewende ist nur zu schaffen, wenn wir bei uns massiv in die Solarenergie investieren. Wenn wir schon an so kleinen Aufgaben scheitern, wie wollen wir denn die grossen meistern?

Zu den grösseren Problemen, die wir lösen müssen, gehört unser Ressourcenverschleiss. Die Stadt Zürich plant im Hagenholz den Bau einer neuen Kehrichtverbrennungslinie für mehr als 350 Millionen Franken – weil unser Lebensstil und unsere Wirtschaft immer noch darauf basieren, dass alles, was wir nicht mehr benötigen, verbrannt wird. Unglaublich, dass das selbstverständlich ist: Jede Woche sammelt ERZ unsere 35-Liter-Zürisäcke ein – aus den Augen, aus dem Sinn. Wir würden die 350 Millionen Franken besser in Abfallvermeidung investieren.

Bis zur abfallfreien Gesellschaft ist es noch ein langer Weg. Aber auch daran arbeiten wir. Die Arbeit geht für uns Grüne noch lange nicht aus.



Felix Moser,
Präsident Grüne Stadt Zürich

«Der Leu funktioniert nicht, wenn nur von Armut Betroffene mitmachen»

Alle zehn Tage können Menschen in Zürich 44 Franken beziehen. Ohne dafür zu arbeiten. Die lokale Kryptowährung Leu soll das Geldsystem revolutionieren. Gesa Feldhusen und Malik El Bay, die das Projekt leiten, erklären im Gespräch mit Lara Blatter, warum Zürich eine lokale Digitalwährung braucht.

Noch wenige Minuten bleiben, bis alle Anwesenden ihr Handy zücken, die App öffnen und die virtuelle Versammlung starten. Sechs Menschen haben sich an diesem Samstagmorgen im Januar vor dem Schiffbau eingefunden. Der Reihe nach scannen sie sich gegenseitig QR-Codes vom Bildschirm ab, versuchen dabei eine schlaue Reihenfolge zu finden, damit alles möglichst effizient über die Bühne geht. Die Gespräche sind lau. Man kennt sich nicht. Alle sind aus demselben Grund hier: Geld.

Alle zehn Tage finden zeitgleich solche Treffen im Kreis 5 statt – wer teilnimmt, erhält 44 Leu, was 44 Schweizer Franken entspricht. Seit Mai 2022 gibt es diese lokale Digitalwährung Leu, die vom Verein Encointer entwickelt und dann zusammen mit dem Think and Do Tank Dezentrum ins Leben gerufen wurde. Zürich soll quasi ein Vorzeigemodell für andere Städte werden, denn der Verein agiert international. Noch akzeptieren erst wenige Geschäfte den Leu. Zu den bekanntesten zählen das Café Sphères und das Lebensmittelgeschäft Berg und Tal. Gesa Feldhusen und Malik El Bay, die das Vorhaben leiten, wollen mit dieser Währung das Geldsystem umgestalten, regionale Produkte fördern und einen Schritt in Richtung Grundeinkommen wagen.

Lara Blatter: Ich war kürzlich zum ersten Mal an einer Versammlung und es war mir unangenehm. Irgendwie fühlt es sich falsch an, gratis Geld zu bekommen. Nur wer arbeitet, hat es sich verdient. Zeigt dieses Gefühl, wie verworren unsere Beziehung zu Geld ist?

Gesa Feldhusen: Ja, genau das ist unsere Challenge, die Menschen sollen ihre Beziehung zu Geld hinterfragen. Warum haben wir das Gefühl, wir müssen für Geld arbeiten? Der Leu ist ein zusätzliches Gemeinschaftseinkommen. Gemeinschaftlich, weil er alle zehn Tage von der Community geschöpft wird. Und das Einkommen steht allen Menschen zu, weil die empfangende Person Mensch ist. Wir wollen ein Geldsystem schaffen, das Chancengleichheit fördert.

Malik El Bay: Leu ist nicht Gratis-Geld. Man muss es sich an einer Versammlung abholen gehen. Wir treten dem gängigen Narrativ, dass Geld durch

Arbeit geschaffen wird, entgegen. Wenn ich arbeite, dann mache ich Geld – das ist ein Denkfehler. Ich bekomme vielleicht welches dafür. Aber Geld wird eigentlich aus dem Nichts und einfach so geschöpft. So funktioniert der Leu, der Schweizer Franken und andere Währungen.

Wieso kann man Währungen einfach aus dem Nichts schöpfen und alle zehn Tage Menschen erneut Geld schicken?

G.F.: Jede Währung funktioniert dann, wenn Menschen daran glauben und ihr einen Wert zustehen. Wir haben mittlerweile eine Community, die sich alle zehn Tage trifft. Ihr Glaube an den Leu als lokale Währung fördert seine Akzeptanz.

M.E.B.: Und wir schütten ja nicht nur Geld aus. Sonst würden wir einfach Inflation betreiben. Die Leu, die nicht ausgegeben werden, verlieren konstant an Wert. Dieser Wertverlust finanziert dann wiederum das nächste Gemeinschaftseinkommen. Ein natürlicher Umverteilungsmechanismus.

Glauben in Zürich genügend Menschen an Leu?

G.F.: Es besteht zumindest genügend Neugierde, es auszuprobieren. Die Menschen, die mitmachen, merken, dass es funktioniert. Sie können mit Leu in ausgewählten Geschäften einkaufen.

M.E.B.: Wir bewegen uns in die richtige Richtung. Die Community ist im Aufbau und entwickelt sich gut. Wie jedes junge Vorhaben möchten wir langfristig mehr Menschen anziehen und die Community wachsen sehen.

Sie scheinen zurückhaltend. Laut der Politikwissenschaftlerin Erica Chenoweth braucht es 3,5 Prozent der Bevölkerung für eine Revolution. Das wären in der Stadt Zürich gegen 15 000 Menschen. Wie viele Menschen zählt die Leu-Community?

G.F.: Wir haben über 1000 registrierte Konten. Längst sind aber nicht alle aktiv. Bei den Versammlungen nehmen aktuell zwischen 60 und 80 Teilnehmer:innen teil. Heisst, wir schütten alle zehn Tage zwischen 2000 und 3000 Leu aus.

M.E.B.: Die Anzahl Menschen ist aber nicht der einzige Faktor. Wichtiger ist, wie engagiert die Menschen sind. Sie müssen begreifen: Das ist meine Währung, a sehen wir vielversprechende Signale.

Was heisst, «das ist meine Währung»?

G.F.: Wer mitmacht, hält die Währung und den Kreislauf am Leben. Längerfristig wollen wir einen demokratischen Abstimmungsprozess in der App einbauen. Zudem gibt es auch ein Forum, wo die Community mitdiskutieren kann, wie sie die Entwicklungen sieht.

M.E.B.: Dass wir zum Beispiel 44 Leu ausschütten, ist nicht in Stein gemeisselt. Das ist ein Diskurs,

den die Community leitet. Wir alle haben das Gemeinschaftseinkommen in der Hand. Vielleicht sind wir eines Tages am Punkt, wo wir 200 Leu pro Versammlung schöpfen oder noch näher an ein Grundeinkommen herankommen.

G.F.: Um mehr Leu auszuzahlen, brauchen wir den demokratischen Abstimmungsprozess. Denn es muss der Wunsch der Community sein, die bis dahin sicher auch noch etwas wachsen wird.

Hinter dem Leu steckt die Idee eines Grundeinkommens. Aber der Franken ist eine stabile Währung und Zürich eine reiche Stadt. Wieso brauchen wir eine neue, lokale Währung?

G.F.: Das globale Geldsystem läuft über diverse Banken und ist für viele Menschen nicht greifbar. Der lokale Faktor des Leu ist darum essenziell. Mit dem Leu unterstützen wir Zürcher KMU, kurbeln die lokale Wirtschaft an, indem wir lokal und saisonal einkaufen.

M.E.B.: Hinter dem Leu steckt der Verein Encointer. Und da verfolgen wir eine globale Vision. Weltweit haben, laut der Global Findex Datenbank, über eine Milliarde Menschen keinen Zugang zum Finanzsystem. Sei es, weil sie keinen oder den falschen Pass oder kein Geld haben. Diese Probleme wollen wir angehen. Und klar, diese Gruppe Menschen ist in Zürich nicht so stark ausgeprägt. Hier können wir aber aufzeigen, dass das System funk-

Jede Währung funktioniert dann, wenn Menschen daran glauben und ihr einen Wert zugestehen.

Gesa Feldhusen

tioniert und gesellschaftliche Mehrwerte schaffen. Wir haben vielleicht nicht zu wenig Geld und der Franken ist stabil, aber trotzdem gibt es in Zürich Personen, bei denen 132 Leu im Monat einen echten Unterschied machen.

Sehr plakativ und oberflächlich: Mein Eindruck vom ersten Treffen war nicht, dass vor allem Sans-Papiers und Menschen ohne Bankkonto da waren. Worin besteht der soziale Mehrwert?

M.E.B.: Der Leu funktioniert nicht, wenn nur von Armut Betroffene oder Geflüchtete mitmachen – er ist eine Währung für alle. Die Diversität ist wichtig. Nur so können auch die Schwächeren mitgetragen werden und der Leu bleibt zugänglich. Mit diesem Wissen kann ich mit gutem Gewissen

behaupten, dass der Kafi, der mit Leu bezahlt wurde, besser schmeckt als jener, der mit Franken bezahlt wurde.

G. F.: Der Leu kann ein Umdenken fördern und neues, zusätzliches Einkommen garantieren. In Zürich wird nicht gern über Geld gesprochen. Wir dürfen aber nicht davon ausgehen, dass es in Zürich keine Armut gibt, nur weil wir sie im Alltag nicht sofort sehen. Für manche Menschen macht es einen Unterschied, ob sie alle zehn Tage 44 Franken bekommen. Und auch Menschen, die genug Geld haben, sollen teilnehmen. Je mehr teilnehmen, desto mehr Geld wird geschöpft und so kann das Projekt langfristig getragen werden. Es geht nicht darum, reich zu werden, sondern ums Mitmachen und dass der Leu im Umlauf bleibt.

Einkaufen im Berg und Tal, Yoga machen oder einen Kaffee im Kafi Hardi oder im Sphères trinken – die Möglichkeiten, die der Leu bietet, sind derzeit noch sehr beschränkt. Am Treffen äusserte ein Teilnehmer seine Bedenken, dass das Netz zu klein sei und die Geschäfte nicht wissen, wohin mit den Leuen. Was können Lokale mit der lokalen Währung machen?

M. E. B.: Als Unternehmen gibt es zwei Möglichkeiten: Man kann die Lieferanten in Leu bezahlen, oder man reicht ihn als Bonus oder zusätzlichen Lohnbestandteil an die Mitarbeiter:innen weiter. Der Leu ist nicht zum Sparen gedacht. Es soll ein Kreislauf entstehen.

Heisst, es braucht eigentlich mehr Geschäfte, Lokale und Lieferanten, die den Leu akzeptieren, damit dieser Kreislauf funktioniert.

G. F.: Den Leu gibt es noch nicht mal ein Jahr, vieles ist noch im Aufbau. Wir sind offen für mehr Akzeptanzstellen, damit er attraktiver für weitere Unternehmen und ihre Mitarbeiter:innen wird. Im letzten Monat sind wieder einige Geschäfte zum Ökosystem dazugestossen. Zudem haben wir mittlerweile auch mehrere potenzielle Lieferanten. Da ist jedoch definitiv noch Luft nach oben.

Der Leu ist eine Kryptowährung. Also ein digitales Zahlungsmittel auf der Grundlage eines Blockchain-Systems. Das Vertrauen in Krypto ist derzeit nicht gerade auf dem Höhepunkt – inwiefern tangiert das den Leu?

M. E. B.: Der Leu hat – bis auf die Blockchain-Technologie – nichts mit anderen Kryptowährungen zu tun. Die Konzepte sind anders. Den Gründern von Encointer war klar: Kryptowährungen haben ein wahnsinniges Potenzial. Sie funktionieren oftmals dank einem grossen Gefälle und der Gier des Markts: Wer früh dabei ist und mehr hat, der:die profitiert am meisten. Beim Leu ist das nicht so. Er ist ein gemeinschaftliches Projekt. Alle, die Teil davon sind, bekommen gleich viel. Und wer mehr anhäuft, hat zwar mehr im Sinne einer Zahl, aber der:die verliert auch mehr an Wert und hat nicht mehr Macht darüber, wohin es mit der Währung geht.

Sie bevorzugen den Begriff «lokale Digitalwährung» statt «lokale Kryptowährung», auch wenn die



Malik El Bay und Gesa Feldhusen sind davon überzeugt, dass Zürich eine lokale Digitalwährung braucht, und wollen mit der Kryptowährung Leu das Geldsystem revolutionieren. (Lara Blatter)

Technologie dahinter dieselbe ist. Entgehen Sie damit dem schlechten Ruf, den Krypto innehat?

M. E. B.: Es ist frustrierend, wenn Menschen unwissend den Leu schubladisieren. «Aha, Blockchain und Bitcoin. Das ist unsozial und schlecht für die Umwelt», heisst es dann. Eine fundierte Auseinandersetzung mit der Technologie und deren Potenzial, aber auch Gefahren wird häufig ausgelassen. Die Encointer Blockchain, also das digitale System hinter Leu, braucht ähnlich viel Strom wie beispielsweise ein Mailserver. Das ist im Vergleich zu anderen Kryptowährungen wenig. Um diesem Vorurteil zu entgehen, bevorzugen wir den Begriff Digitalwährung.

Wollen Sie eines Tages mit dem Leu den Franken in Zürich abschaffen oder konkurrieren?

G. F.: Den Franken können und wollen wir mit dem Leu nicht ablösen. Leu soll lediglich ergänzen. Geht es um Geld, dann ist es für Menschen wichtig, dass sie Sicherheit haben. Der Leu als Währung ist eine tolle Ergänzung, hat jedoch auch seine Limiten.

M. E. B.: Genau, nationale Währungen sind wichtig. Wir brauchen beispielsweise eine Altersvorsorge und Ersparnisse, mit dem wir in die Ferien reisen oder uns grössere Dinge wie ein Auto anschaffen können. Aber global gesehen gibt es krasse Unterschiede, wer Geld hat und wer nicht. Das sorgt für soziale Spannungen.

G. F.: Und hier wollen wir einfach ansetzen und versuchen, die strukturellen Probleme, die Geld mit sich bringt, lokal auszuhebeln.

Interessant war, dass am Treffen zwei Teilnehmer:innen ihre Konten verglichen. Der eine hatte

über 300 Leu, die andere knapp 10. Meine Annahme: Die «echten» Konten würden sich Fremde wohl kaum zeigen. Warum ist es beim Leu möglich?

M. E. B.: Da kann ich nur spekulieren. In der Schweiz wird nicht über Geld gesprochen – man hat es. Wenn man zu wenig hat, dann ist es unangenehm, und hast du viel Geld, willst du, dass das die Leute nicht wissen. Darum die Frage zurück: Haben Sie sich mit null Leu schlecht gefühlt?

Nein. Aber weil ich weiss, dass der Leu mir nicht die Sicherheit geben muss, dass ich Ende Monat meine Miete zahlen kann. Hat es vielleicht auch damit zu tun, dass der Leu sich jetzt noch etwas wie Spielgeld anfühlt?

M. E. B.: Vielleicht. Aber das Wort Spielgeld ist nicht passend. Komplementärwährung trifft es besser.

Mit der Digitalwährung wollten Sie ein Geldsystem, das Chancengleichheit fördert, schaffen und die lokale Wirtschaft unterstützen – hat das geklappt?

M. E. B.: Wir sind auf dem richtigen Weg. Aber wir müssen schauen, dass alle Anschluss finden. Zum Beispiel ältere Menschen. Diese gilt es an die Technologie heranzuführen und in die Prozesse einzubinden.

G. F.: Oder auch, dass unsere Treffen um jeweils 11.50 Uhr stattfinden: Das schliesst automatisch Menschen aus. Wäre es besser um 19 Uhr? Aber auch dann grenzen wir wieder Menschen aus. Darum haben wir den Intervall von zehn Tagen, so wechselt zumindest der Wochentag. Aber uns ist bewusst: Das perfekte System gibt es nicht.

Das Problem mit Hausbesetzungen

Nach der Räumung des besetzten Koch-Areals kam es zu Protesten, die zu Sachschäden führten. Diese Reaktion ist symptomatisch für ein kontraproduktives Verhalten der Bewegung.

Marko Kovic*

In der Nacht vom 15. Februar wurde das Zürcher Koch-Areal nach rund zehn Jahren Besetzung geräumt, begleitet von lautstarkem Protest. Zahlreiche Scheiben, Autos und Billettautomaten wurden beschädigt, Strassen rund um das Koch-Areal mit Müll verbarrikiert und nicht nur die Polizei, sondern auch die Feuerwehr mit Steinen und Flaschen beworfen. Der Stein des Anstosses? Die Besetzer:innen stören sich daran, dass auf dem Koch-Areal gemeinnützige Wohnungen für rund 900 Menschen entstehen. Sie beklagen, dass das Projekt «Aneignung ihrer [der Besetzer:innen] Kultur»¹ sei.

Das Ende des besetzten Koch-Areals ist symptomatisch für die kontraproduktive und meines Erachtens inakzeptable Natur der Hausbesetzungsbewegung. Und zwar in zweifacher Hinsicht. Zum einen ist die Bewegung in ihrem Habitus und in ihrem Vorgehen ausgrenzend und letztlich demokratiefeindlich. Zum anderen versagt die Bewegung komplett darin, das erklärte Ziel von mehr nicht-kommerziellem Wohn- und Kulturraum zu erreichen.

Besetzungen weitgehend exklusiv

Gruppierungen, die Häuser besetzen – egal, ob in Zürich oder in anderen Städten und Ländern – betonen, dass sie mit ihrem Aktivismus freie, gemeinnützige Räume für alle schaffen. Das klingt für sich genommen natürlich gut. Doch das, was tatsächlich passiert, ist mehr oder weniger das Gegenteil: Sie besetzen und gestalten Räume sowohl physisch als auch kulturell weitgehend exklusiv. Besetzte Häuser richten sich primär an

Die Hausbesetzungsbewegung macht taktisch und strategisch alles falsch, was falsch gemacht werden kann.

die eigene Ingroup, also an die bestehende kleine Gemeinschaft, deren Mitglieder die Symbolik und die Verhaltensmuster der eigenen Gegenkultur verinnerlicht haben und sie füreinander performativ reproduzieren. Kein Jekami, sondern ein Wir-für-uns.

Dieser ausgrenzende Charakter der Bewegung spiegelt sich auch im Verhältnis zum öffentlichen Diskurs. Akteure aus der Bewegung lehnen praktisch jede Form der breiten öffentlichen Debatte ab und verweigern sich nicht zuletzt der kriti-

schen journalistischen Berichterstattung. Es ist ein offenkundiger Widerspruch, dass eine Bewegung, die sich auf Offenheit und Inklusivität von Räumen beruft, nicht gewillt ist, öffentlich für die eigenen Ziele und Aktivitäten einzustehen. Wer nicht gewillt ist, diskursiv für die eigenen Ansichten zu kämpfen und andere Menschen mit guten Argumenten zu überzeugen, hat keinerlei demokratische Legitimität.

Wieviel erreicht die Bewegung konkret?

Nun könnten wir diese ausgrenzende, für Aussenstehende nicht anschlussfähige Kultur der Bewegung in einem utilitaristischen Sinn vielleicht gutheissen, wenn dadurch das übergeordnete Ziel – mehr nicht-kommerzieller Wohn- und Kulturraum in Städten – wirksam erreicht würde. Doch das ist nicht der Fall: Die Hausbesetzungsbewegung hat über die Jahrzehnte gesellschaftlich nichts erreicht.

Bewegungen, die nennenswerten und nachhaltigen Wandel zeitigen, zeichnen sich tendenziell dadurch aus, dass sie grosse Teile der Bevölkerung ansprechen und mobilisieren, mit anderen Akteuren Koalitionen eingehen und nicht zuletzt über Agenda-Building Druck auf politische Eliten ausüben.² Die Hausbesetzungsbewegung macht nichts davon. Im Gegenteil: Während alle erfolgreichen linken Bewegungen der Geschichte – Sozialismus, Feminismus, Antirassismus, LGBTQ-Bewegung, Umweltbewegungen u.a.m. – Gegenöffentlichkeiten als Mittel zum Zweck sahen, um in der breiten politischen Debatte, aus der sie ausgeschlossen waren, Fuss zu fassen und eine Stimme zu erhalten, meidet die Hausbesetzungsbewegung die breite politische Debatte und igelt sich in der eigenen Gegenöffentlichkeit ein. Damit macht die Bewegung taktisch und strategisch alles falsch, was falsch gemacht werden kann. Einerseits überlässt die Bewegung die öffentliche Deutungshoheit anderen Akteuren, nicht zuletzt rechten Parteien und den Stimmen des Immobilienkapitals. Andererseits verspielt sie sich nicht zuletzt mit ihrer destruktiven Aggressivität Sympathien bei «normalen» Arbeiter:innen (die meisten Arbeiter:innen dürften zurecht nicht verstehen, wie einzelne theatralisch besetzte Gebäude zu bezahlbaren Mieten führen sollen). In der Konsequenz hat die Bewegung nach Jahrzehnten des Aktivismus das sogenannte Overton-Fenster – den Ausschnitt der öffentlichen Debatte, der die breit akzeptierten Ideen und Meinungen umfasst – wohl keinen Millimeter in Richtung mehr nicht-kommerziellen Wohn- und Kulturraum verschoben.

Mit der demokratiefeindlichen Natur und dem in instrumenteller Hinsicht totalen Scheitern der Hausbesetzungsbewegung sollte sich auch das breitere linke Milieu, inkl. linker Parteien, kritisch befassen. Viele Menschen im linken Dunstkreis haben nach wie vor gewisse Sympathien für die Bewegung, vielleicht aufgrund einer gewissen Nostalgie für die Idee eines linken «Widerstands». Solche Sympathien sind aber fehlgeleitet. Der politische Kampf für mehr nicht-kommerziellen, bezahlbaren Wohnraum ist rein materiell eines der wichtigsten Themen für den Grossteil der Bevölkerung. Das Ziel aus linker Sicht muss entsprechend sein, dieses Problem mit tatsächlich erfolgversprechenden Formen des Protests und der Mobilisierung anzugehen. Nach Jahrzehnten des Aktivismus muss endlich klar sein, dass und warum Hausbesetzungen schlicht keine positive Kraft für Veränderung sind.

Im Fokus einer effektiven Bewegung dürfen nicht die Kapriolen einer kleinen Ingroup stehen, sondern die Lebenswelt der Millionen von Arbeiter:innen, die unter der Kommerzialisierung von Wohnraum leiden.

Wie sähe eine wirksame Bewegung aus? Über Details kann und soll diskutiert werden. Klar ist aber, dass die strategische Ausrichtung eine grundlegend andere als bei der Hausbesetzungsbewegung sein muss. Im Fokus einer effektiven Bewegung dürfen nicht die Kapriolen einer kleinen Ingroup stehen, sondern die Lebenswelt der Millionen von Arbeiter:innen, die unter der Kommerzialisierung von Wohnraum leiden. Eine wirksame Bewegung muss breit abgestützt, inklusiv und begeisterungsfähig sein. Alles andere ist wenig mehr als ein selbstgefälliges Hobby.

* Marko Kovic ist Dozent und freischaffender Autor.

1) <https://alleswirdbesetzt.ch/was-passiert/wir-werden-nicht-ruhen-alles-wird-besetzt/>
2) <https://www.annualreviews.org/doi/abs/10.1146/annurev-soc-070308-120029>

Es bleibt ein Rätsel

Der Übertritt von Isabel Garcia gut eine Woche nach den Wahlen von der GLP zum Freisinn unter Mitnahme ihrer Sitze im Gemeinde- und Kantonsrat gibt nach wie vor zu reden, führte auch zu einer Motion, bleibt vor allem politisch unerklärlich und ist ein grosser Schaden für die GLP.

Koni Loepfe

Ich möchte zwei Bemerkungen vorausschicken: Dass die Klimaallianz aus SP, Grünen, GLP, AL und EVP bei den Wahlen vom 12. Februar zwei Sitze verlor, ist nicht die Schuld von Isabel Garcia. Aber erst ihr Wechsel führte dazu, dass die Allianz ihre Mehrheit verlor. Die zweite Vorbemerkung: Wer zu welchem Zeitpunkt und mit welcher Begründung auch immer seine Partei auswählt oder wechselt, ist Privatsache und muss auch nicht begründet werden. Anders sieht es mit den Mandaten und Sitzen aus, die man beim Wechsel mitnimmt. Bei der Mitnahme eines Sitzes, den man zusammen mit der Partei erstritt, kommt es auch auf die konkrete Situation an.

Das lässt sich bei Isabel Garcia sehr einfach zeigen: Während ihr Übertritt von der GLP zur FDP im Gemeinderat kaum etwas bewirkt und somit allenfalls für ihre GLP-Sektion 3/9 ein Ärgernis ist, ändert ihr Übertritt im Kantonsrat im Prinzip das Wahlergebnis im Kantonsrat. Hatte die Klimaallianz am Wahlabend eine Mehrheit von 91:89 Sitzen, ist sie (Antritt des neuen Kantonsrats) faktisch mit 89:90 Stimmen in der Minderheit, da Sylvie Matter (SP) als Ratspräsidentin lediglich den Stichtscheid besitzt.

Dass der Stichtscheid bei der knappst möglichen Mehrheit dank Abwesenheiten öfters zum Einsatz kommt, ist möglich. Aber es ist ein grundlegender Unterschied, ob man mit eigenen Anstrengungen alleine eine Mehrheit zustande bringt oder ob man dazu einen zusätzlichen Partner benötigt. Ob man eine Verbreiterung der Allianz oder wechselnde Mehrheiten für besser oder schlechter hält, steht hier nicht zur Diskussion. Fakt ist, dass diese Änderung nicht durch die Wahlen erfolgte, sondern durch einen einsamen

Es ist ein grundlegender Unterschied, ob man mit eigenen Anstrengungen alleine eine Mehrheit zustande bringt, oder ob man dazu einen zusätzlichen Partner benötigt.

Entscheid einer einzigen Person, den sie vor der Wahl weder gegenüber ihren Parteimitgliedern noch gegenüber ihren Wähler:innen auch nur angedeutet hatte. Zudem kann die bisherige Klimaallianz die Ausgabenbremse nicht mehr erreichen.

Hier kann die Präsidentin zwar mitstimmen, aber auch mit ihr ergibt es höchstens 90 Stimmen, und erforderlich sind 91.

Schwer vergleichbar

Das alles weiss Isabel Garcia nicht nur als Politologin selbstverständlich auch. Und sie traf ihren Entscheid im vollen Wissen um die Situation. Auch wenn sie und Daniel Fritzsche in der NZZ sich noch so Mühe geben, den Übertritt mit früheren Parteiübertritten zu vergleichen und somit fast als Normalität hinzustellen, bleibt einiges ausgesprochen unklar und kann auch der böse Verdacht nicht ausgeräumt werden. Nämlich der Verdacht, dass Isabel Garcia mit dem Übertritt schon lange liebäugelte, ihre Wahlsituation aber klar sah: Als Spitzenkandidatin der GLP-Liste in ihrem Wahlkreis hatte sie am 12. Februar sehr viel mehr Chancen als auf der FDP-Liste, auf der sie sicher hinter der Bisherigen hätte anstehen müssen. Chantal Galladé, die als Vergleich herbeigezogen wird, ärgerte mit ihrem Übertritt zur GLP die SP-Mitglieder zwar auch, aber sie schadete der Partei nur sehr bedingt. Diese verlor den Behördenbeitrag einer Schulpräsidentin, aber ihre Arbeit als Schulpräsidentin erledigte sie wie bisher. Für ihre neue politische Karriere begann sie bei der GLP von vorne. Genau wie bei Daniel Frei waren ihre Gründe für den Wechsel nachvollziehbar – was ja nicht bedeutet, dass man sie teilen muss. Beide gingen nach einem Streit oder einer Enttäuschung. Daniel Frei nahm für ein halbes Jahr sein Nationalratsmandat mit, ohne dass dabei viel Schaden oder Nutzen entstand.

Sie trete zur FDP über, weil die GLP in Finanz- und Wirtschaftspolitik zu wenig klare Positionen beziehe. Als einziges Beispiel nannte Isabel Garcia die Ja-Parole der GLP zur Konzernverantwortungsinitiative. Das ist ein Witz: Die emotionale, aber inhaltlich unbestimmte Abstimmung fand vor zwei Jahren statt. Das fällt ihr gerade eine Woche nach der Wahl wieder ein? Nachdem die Parteisektion gegen 30 000 Franken für ihre Wiederwahl ausgegeben hatte?

Daniel Fritzsche unterstützt sie im Kommentar mit der Behauptung, die GLP mache nicht mehr solide bürgerliche Finanz- und Wirtschaftspolitik, sondern diene sich den Linksparteien an. Beweis dafür ist eine Pressekonferenz, in der die Klimaallianz sich vor den Wahlen präsentierte. Ich war bei der Pressekonferenz auch anwesend und erinnere mich noch gut, wie Regierungsratskandidat Benno Scherrer da die Steuerfussenkung verteidigte. Ich war in den letzten vier Jahren fast

jeden Montag im Kantonsrat, von einem Linksrutsch der GLP bemerkte ich nichts. Das Grünliberale der Partei bestand wie immer darin, dass die Grünen in der Partei bei den Umweltthemen den Ton angeben und die Liberalen brav folgen und dass bei Wirtschaftsthemen die Liberalen den

Ich war in den letzten vier Jahren fast jeden Montag im Kantonsrat, von einem Linksrutsch der GLP bemerkte ich nichts.

Ton angeben und die Grünen brav mitstimmen. Sozialer, wenn schon, wurden sie auf Druck ihrer eigenen Basis höchstens bei den Krippen.

Im Vergleich zum im Artikel auch erwähnten Martin Bäumle öffnete sich die GLP allenfalls in gesellschaftspolitischen Fragen. Die GLP hat mit Ausländer:innen keine Mühe, auch mit dem Gendersternenchen kaum, aber nach wie vor mit dem Geldausgeben. Sollte Isabel Garcia, die noch als Präsidentin der Secondas+ amtiert, damit Mühe hat, soll sie es wenigstens sagen.

Mitte als Gewinnerin

Die GLP hatte mit ihren Positionen – einerseits in der Klimaallianz, andererseits in der Geizallianz – und der Mandatsverteilung eine sehr starke Position im Kantonsrat. Durch die knappen Wahlresultate und nun durch den Übertritt von Isabel Garcia hat sie von dieser Stärke viel eingebüsst. Das Zünglein an der Waage ging sozusagen von der GLP zu Isabel Garcia als Einzelperson über. Vermutlich wird sie brav mit der FDP stimmen – Barbara Franzen zeigt ihr schon, wie man sich grün gibt, aber im konkreten Fall (ausser bei den Biotopen) fast immer doch anders stimmen kann. Die wirkliche Gewinnerin dieses Übertritts ist die bereits in den Wahlen gestärkte Mitte. Sie wird ausser bei wirklichen Sparfragen (da genügend SVP, FDP und GLP) allseitig gebraucht.

Die Kantonsräte der EDU haben eine Motion eingereicht, die verlangt, dass bei einem Parteiwechsel der Sitz bei der Partei bleibt und nicht bei der gewählten Person. Isabel Garcia hat ihrer Partei in einem Ausmass geschadet, die diesem Vorschlag eigentlich eine Chance geben müsste.

Der Weg des Kriegers

Vor zwölf Jahren wanderte Andy Kunz auf die Philippinen aus. Der Kung-Fu Weltmeister kämpfte sich mehr recht als schlecht durch den manilesischen Alltag. Dann kam die Pandemie und veränderte alles. Nun wagt er sich an ein Filmprojekt.

Angela Bernetta

«Nachdem ich als Teenager die «Rache des gelben Tigers» von Ti Lung im Kino gesehen hatte, wollte ich unbedingt ein ebenso guter Schauspieler und Kampfkünstler werden», erzählt Andy Kunz rückblickend. Aufgewachsen ist der heute 59-jährige in Adliswil. 2002 gewann Kunz den Kung-Fu-Weltmeistertitel in der Disziplin Langwaffen. Seiner Inspiration folgend, wanderte er 2010 auf die Philippinen aus. Sein Plan war, als Schauspieler zu arbeiten, Actionfilme zu drehen und Kampfkunst zu unterrichten.

Zehn Jahre lief es ganz gut für den Adliswiler. Er spielte in Filmen, Werbefilmen und TV-Serien mit, unterrichtete Kampfsport und lebte gut von seinen Einnahmen. Dann kam die Pandemie. Die Kampfsportschule ging Konkurs, eine langjährige Beziehung zerbrach, Schauspielengagements scheiterten an den strengen Quarantänevorschriften des Inselstaates, und letztlich kostete ihn ein finanzieller Engpass auch noch das Haus.

Lebensgeschichte eines Schweizer Kickboxers

Andy Kunz rappelte sich auf und änderte seine Strategie. Er packte seine Sachen, nahm Hund Snoopy unter den Arm und zog zu einem Bekannten in die Provinz Bulacan nördlich von Manila. «Das Leben ist dort sehr günstig», sagt er dazu. Beruflich konzentrierte er sich fortan auf das Bücher schreiben, die sich vor allem um Kampfkunst drehen. «Auch sah ich die Zeit gekommen, endlich ein Drehbuch für einen Kampfkunst-Actionfilm zu schreiben.»

Die zündende Idee dazu hatte er nach einem Online-Chat mit dem Thurgauer Kampfsportler und Kickboxweltmeister Rico Giger. «Ich setzte mich an den Computer und schrieb ein Skript, das sich am Wer-

degang des Ostschweizer Kampfsportlers orientiert.» Dann machte er sich auf die Suche nach einem Filmproduzenten und wurde im Basler Hans Hofer fündig. Da dieser ein umfangreiches Netzwerk in der Filmbranche pflegt – Hofer arbeitet derzeit an vier internationalen Filmprojekten –, rundete dies die Zusammenarbeit ab.

«Ramba» ist ein international besetzter Kampfkunst-Actionfilm», sagt Hans Hofer: «Der Film erzählt die Geschichte eines Schweizer Kampfsportlers, der auf den Philippinen seinen grossen Kampf bestreitet.» Regie führt der Zürcher Roberto Cancellara. Die Hauptrolle spielt Rico Giger, der während seiner Auftritte in Reality-TV-Formaten bereits Schauspielerehrungen sammeln konnte. «In Nebenrollen ist an der Seite von internationalen Schauspieler:innen Schweizer Prominenz wie der Komiker und Schauspieler Marco Rima, der Schauspieler Gilles Tschudi und Ex-Miss-Schweiz und Schauspielerin Nadine Vinzens zu sehen», ergänzt Hofer. Eine Filmrolle hat Andy Kunz mit sich selbst besetzt.

Verschiedene Filmprojekte in der Pipeline

Der erste Teil des Films soll in der Schweiz, der zweite auf den Philippinen spielen. «Gedreht wird während fünf Tagen in der Stadt Zürich und Umgebung. 25 Drehtage sind auf den Philippinen eingeplant», ergänzt Hofer. «Auch die Drehorte stehen bereits fest», sagt Kunz. Wann die Dreharbeiten beginnen, ist noch offen. «Sobald die Zusage für die Finanzierung steht, können wir loslegen», so Hofer. Seiner Einschätzung nach dürfte das sehr bald sein. Um die Zeit bis zum Drehstart zu überbrücken, bereitet Andy Kunz Co-Darsteller:innen



Das Filmplakat von «Ramba» verspricht Action und Emotionen. (zVg)

«Der Film erzählt die Geschichte eines Schweizer Kampfsportlers, der auf den Philippinen seinen grossen Kampf bestreitet.»

Hans Hofer

auf die bevorstehenden Kampfszenen vor. Er möchte mit diesem Filmprojekt etwas Einzigartiges, gar Herausragendes schaffen, antwortet Kunz auf die Frage nach seinen Ambitionen. Grossartigen Ruhm und viel Geld verspricht er sich kaum davon. Bereits schreibt er an der Fortsetzung von «Ramba» und einem

Spin-Off zum Film. Überdies seien schon die nächsten Filmprojekte in der Pipeline, etwa ein dreiteiliges Actiondrama oder ein Zombie-Film, wo für ihn grössere Rollen vorgesehen sind.

Daneben engagiert sich Andy Kunz für karitative Zwecke, um minderprivilegierte Menschen zu unterstützen. «Auch möchte ich bei Gelegenheit ein Festival der philippinischen Kampfkünste lancieren, um mich wieder vermehrt der Kampfkunst zu widmen.» Fürs erste beabsichtigt er, an seinem neuen Wohnort Wurzeln zu schlagen. «Denn eine Rückkehr in die Schweiz kommt für mich nicht mehr infrage.»

Intransparent und inkompatibel mit den Grundrechten

Die Pläne der SBB, ihr Überwachungssystem grundlegend auszubauen und für kommerzielle Zwecke zu nutzen, kommen bei Politiker:innen und NGOs gar nicht gut an – trotz beschwichtigender Worte aus der Chefetage.

Tim Haag

Ab September 2023 plant die SBB, die Überwachung der Reisenden an über 50 Schweizer Bahnhöfen umfassend auszubauen. «Kundenfrequenz-MessSystem 2.0» heisst das Projekt, mit dem die Bundesbahnen künftig auswerten wollen, wer sich wann wo im Bahnhof bewegt, welche Geschäfte besucht werden und wieviel Geld man darin ausgibt. Alter, Geschlecht, Körpergrösse sowie allfällige körperliche Beeinträchtigungen, beispielsweise ob jemand auf einen Rollstuhl angewiesen ist – das alles soll von Sensoren und moderner Kamertechnologie erfasst werden, wie der «K-Tipp» am 12. Februar öffentlich machte. Eines der Ziele, laut «K-Tipp»: die Verknüpfung der Personendaten mit Kassendaten von Kiosks oder Bratwurstständen.

Beabsichtigt die SBB also, unter dem Deckmantel der Sicherheit persönliche Daten der Reisenden zu kommerzialisieren? Zu diesem Schluss kamen viele Stimmen aus Medien und Politik, und entsprechend heftig fielen die Reaktionen auf die Nachricht aus: Die Junge GLP gab bekannt, rechtliche Schritte einleiten zu wollen, Grüne-Nationalrätin Marionna Schlatter, SVP-Nationalrat Rino Büchel und Mitte-Fraktionschef Matthias Bregy verlangten vom Bundesrat eine Stellungnahme, und bei «Blick» und «Watson» war von «Spionageangriffen auf Reisende» und dem «totalen Überwachungsbahnhof» zu lesen.

«Fehlinterpretationen»

Erst eine Woche nach der Veröffentlichung des «K-Tipp»-Artikels befeisst sich die SBB, «Fehlinterpretationen» von Medien und Politiker:innen richtigzustellen: Bewirtschaftungschef Alexis Leuthold versichert im Interview mit CH Media, man habe kein Interesse an Personendaten, geschweige denn an biometrischen Daten. Stattdessen sollen Personen, die den Bahnhof betreten, nach Alter, Geschlecht und Körpergrösse und allfälliger körperlicher Beeinträchtigung «vermessen» werden und eine anonymisierte Nummer zugewiesen bekommen. Wird das Gelände verlassen, wird die Nummer wieder gelöscht. Solange man im Bahn-



Was erfassen die SBB-Überwachungssysteme zukünftig? (Markus Forte / Ex-Press)

hof ist, registrieren Kameras und Sensoren, wo sich die Person – beziehungsweise die Nummer – aufhält, in welchem Kiosk sie etwas kauft und auf welchem Gleis sie in den nächsten Zug steigt. Wie genau diese Datenerfassungen zustande kommen, konnte Leuthold gegenüber CH Media aber noch nicht sagen: «Das wissen wir erst, wenn interessierte Firmen ein Angebot eingereicht haben.» Denkbar seien aber «Systeme, die mithilfe von Sensoren Bewegungsmuster und Körpergrössen erkennen und über eine künstliche Intelligenz rein mit statistischen Methoden das Geschlecht und das Alter schätzen». Was das genau heisst, bleibt zumindest dem Laien vorerst schleierhaft. Klar ist aber: Es handelt sich offenbar nicht um eine eigentliche Gesichtserkennung, sondern «nur» eine temporäre Erfassung demografischer Daten.

Es handelt sich offenbar nicht um eine eigentliche Gesichtserkennung, sondern «nur» eine temporäre Erfassung demografischer Daten.

Trotz Berichtigungen und Beschwichtigungen seitens Leuthold zeigt sich auch Algorithmwatch Schweiz besorgt. In einem offenen Brief verlangt die NGO von der SBB besonders eines: Klarheit. Die Bundesbahnen sollen die Bevölkerung transparent

darüber informieren, was geplant ist – inklusive Offenlegung einer allfälligen Datenschutz-Folgenabschätzung. Ausserdem fordert Algorithmwatch, dass keine Infrastruktur zur biometrischen Identifikation, Verfolgung oder Kategorisierung in Bahnhöfen installiert wird. «Unsere Haltung bleibt auch nach der Stellungnahme der SBB gleich», sagt die Policy & Advocacy Managerin der NGO, Estelle Pannatier. «Wir möchten genau wissen, welche Daten konkret mit welchen Methoden erhoben werden, was gemessen wird, welche Qualität die Daten haben und wie sie verwendet werden.» Mit den schwammigen Erklärungen, die die SBB bis jetzt geliefert habe, könne man nicht viel anfangen.

Auch, dass die Umsetzung gemäss Eidgenössischem Datenschutzbeauftragten (Edöb) datenschutztechnisch unbedenklich ist, beruhigt die Algorithmus-Expert:innen wenig: «Uns geht es nicht nur um Datenschutz und Privatsphäre, sondern auch darum, dass das Sammeln von Daten wie Alter, Geschlecht oder Körpergrösse an Bahnhöfen eine Verletzung unserer Grundrechte darstellt», erklärt Tobias Urech, der bei Algorithmwatch als Campaigner arbeitet. «Wenn eine Infrastruktur, die theoretisch in der Lage ist, Personen zu identifizieren, einmal installiert ist, besteht ein extrem hohes Missbrauchsrisiko – auch wenn die SBB ursprünglich nur eine vergleichsweise harmlose, anonymisierte, kommerzielle Nutzung im Sinn hatte.»

Noch steht eine Antwort der SBB auf den offenen Brief von Algorithmwatch aus. Es bleibt zu hoffen, dass sie – falls sie kommt – keinen Spielraum für «Fehlinterpretationen» bietet.

(Neo-)kolonialistische blinde Flecken

Mit der Ausstellung «Blinde Flecken: Zürich und der Kolonialismus» lädt das Stadthaus ein zu einem Rundgang durch das koloniale Erbe der Stadt – und will zur Selbstreflexion anregen.

Tim Haag

«Kolonialismus heisst Gewalt» und «Zürich ist beteiligt», steht es in dicker schwarzer Schrift auf den gelben Absperrbändern, die dieser Tage über das Atrium des Stadthaus gespannt sind. Nach der Uni-Studie über koloniale Verstrickungen der Familie Escher und der (hängigen) Abdeckung rassistischer Häuserinschriften im Niederdorf ist die Ausstellung «Blinde Flecken: Zürich und der Kolonialismus» ein weiterer Schritt in der Auseinandersetzung Zürichs mit seinem kolonialen Erbe. Das Motiv des Gelben Bandes, das auch die Aussenfassade des Stadthaus schmückt, übernimmt in der Ausstellung die Funktion eines roten Fadens und ist bewusst gewählt: «Die gelben Bänder als Sinnbild können ausgrenzen, aber ebenso Verbindungen schaffen», erklärt das Kurator:innen-Team, das aus der Historikerin Manda Beck, dem Historiker Andreas Zangger, der Antirassismus-Expertin Anja Glover und der Kunst- und Kulturforscherin Marilyn Umurungi besteht.

Historische Verschlingungen

Und so findet man die sich kreuzenden, ineinander verschlungenen Bänder auf dem Gang um die Galerie immer wieder. Sie führen beispielsweise zu einer an der Wand angebrachten Weltkarte, genauer nach Britisch-Ostafrika, wo Bauherr Alwin Schmid in der Zwischenkriegszeit die nach eigenen Angaben grösste Kaffeeplantage Afrikas errichtete und in seinem Kaufhaus an der Sihlporte unter die Leute brachte. Oder nach Indien, wo Leonhard Ziegler, der «Soldatenmillionär von Kalkutta», hundert Jahre früher Indigo für die Schweizer Textilindustrie anpflanzte und bei Nachlässigkeiten seiner Arbeiter:innen auch gerne einmal zur Reitpeitsche griff. Oder nach Südafrika, wo die Schweizer Bankiers Niklaus Senn und Max

Saager der weissen Regierung Kredite sprachen und damit dazu beitrugen, dass die Apartheid nicht schon in den 1980er-Jahren ihr Ende fand.

Auch auf der anderen Seite der Ausstellung hängt eine zweite Karte, diejenige der Stadt Zürich. Hier führen die gelben Bänder zu Orten in der Stadt, an denen die Folgen des Kolonialismus noch heute zu sehen oder zu spüren sind: An die Langstrasse, wo asiatische und afrikanische Prostituierte mit rassistischen Stereotypen – als exotisch, wild oder untergeben – präsentiert werden, ins Letzigrund, wo schwarze Fussballer:innen in der jüngeren Vergangenheit mit Bananen beworfen wurden, oder zur prunkvollen Villa Patumbah im Seefeld, die sich Bauherr Karl Fürchtgott Grob dank lukrativem Tabakbau auf Sumatra – auf Kosten von Mensch und Natur – hatte leisten können.

Rund ums Atrium haben die Kurator:innen reihenweise gelbe Plakate an den Wänden angebracht. Sie

Woher kommen die Kleider, die ich trage? Muss ich Verantwortung übernehmen für das, was meine Vorfahren gemacht haben?

behandeln Teilaspekte des (Neo-)Kolonialismus und erläutern, in welchem Zusammenhang diese mit Zürichs Vergangenheit stehen: Sklaverei, wirtschaftliche Ausbeutung, Kolonialarmeen, Menschenzoos oder Blackfacing am Sechseläuten. Die Texte sind sachlich und informativ, oft erschreckend, aber manchmal wirkt es beim Lesen, als hätten sich die Kurator:innen mit ihrem breiten



Gelbe Bänder leiten im Stadthaus die Besucher:innen der Ausstellung durch eine wenig beachtete Zürcher Kolonialgeschichte. (Tim Haag)

Themenspektrum zu viel vorgenommen und es wird klar, dass man den zweiten Stock des Stadthaus auch durchaus mit Plakaten zu einem einzigen der Teilaspekte hätte füllen können. Apropos füllen: Die Lücken zwischen oben erwähnten gelben Plakaten füllen kleinere, graue Zettel mit Fragen, die zur Selbstreflexion ermuntern sollen: «Woher kommen die Kleider, die ich trage?», «Welche Gefühle habe ich geflüchteten Menschen gegenüber?», «Muss ich Verantwortung übernehmen für das, was meine Vorfahren gemacht haben?»

Sauer aufgestossen

Während die Einträge im Gästebuch am Ende des Rundgangs zum allergrössten Teil positiv ausfallen, stossen die «Blinden Flecken» einigen ausserhalb des Stadthaus sauer auf. Die NZZ am Sonntag beispielsweise widerlegt eine Behauptung, die in der Ausstellung gar niemand macht: Nämlich, dass die Schweiz eine Kolonialmacht sei. Ausserdem

müsse die Beteiligung Zürichs an der Sklaverei schon fast als Boykott derselben verstanden werden – schliesslich seien Zürcher Unternehmer bloss an der Verschleppung, Ausbeutung und Versklavung von 37 572 Menschen mitverantwortlich gewesen – eine Marginalie also, kaum erzählenswert, im Vergleich zu den knapp 13 Millionen Menschen, die zwischen 1525 von Afrika nach Amerika verschifft wurden. Ähnlich klingt es auch bei der «Weltwoche», die «religiöse Züge» in der «zeitgeistig moralisch aufgeladenen» Ausstellung wittert und mutmasst, dass die Kurator:innen vor allem bestrebt gewesen seien, die Bedeutung der Stadt Zürich im Kolonialismus zu überhöhen. «Frei nach dem Motto: Auch wir dürfen schuldig sein.»

Wer für sich selbst herausfinden will, ob Zürcher:innen von früher und heute denn schuldig sein dürfen, sollen oder sind, kann dies noch bis am 15. Juli 2023 im Stadthaus tun. Der Eintritt in die Ausstellung ist frei.

Ikone

Sabine Gisiger rekonstruiert die Frauenleben im Schatten des grossen Namens.

Ludwig Mies van der Rohe ist ein Monolith der Architektur und des Möbeldesigns der Moderne. Sabine Gisiger beleuchtet die bisher in seinem Schatten verschwundenen Frauenleben der Gattin und Töchter, ohne dabei einen Rachefeldzug einzuschlagen. Im Zentrum steht die älteste Tochter Georgia, von der die Dokfilmerin antiquarisch eine Autobiografie fand, was ihr Interesse, mehr zu wissen, angestachelt hatte. Er stammte aus ärmlichen Verhältnissen und heiratete in bessere Kreise ein. Dass zu damaliger Zeit sämtliches Vermögen nach einer Scheidung dem Mann zufiel, wird trocken als Fakt erwähnt. Die Gattin Ada hatte das Nachsehen und schickte sich ihren Töchtern gegenüber in ihre Rolle. Nie fiel ein böses Wort über ihn. Georgia hingegen verleiht in ihren Memoiren einen schärferen Ton. Gerade auch gegenüber der herrschsüchtigen Assistentin, die nach Mies' Ausreise in die USA die Familiengelder verwaltete. Lilly Reich war brutal sparsam. Georgia gereichte ihr Talent für die Aufnahme in die Bewegungsschule der später als Mary Wigman Weltruhm erreichenden Vorreiterin des Ausdruckstanzes. Nicht unerwähnt lässt der Film



auch deren Nähe zu Goebbels. Georgia gehörte zu den Tänzerinnen der Eröffnungszeremonie der Olympischen Sommerspiele 1936 in Berlin. An der eigenen juvenilen Naivität kaute sie offenbar bis ins hohe Alter schwer. In dieser hochspannenden Spurensuche muss auch vieles offen bleiben, weil Sabine Gisiger nur als erwiesen verkauft, wofür sie auch Belege finden konnte. Inwiefern der grosse Mies etwa die berühmte Inneneinrichtung für den Barcelona-Pavillon selber entworfen hatte, wird deshalb nur als offene Frage gestellt. Die in Deutschland zurückbleibende Familie hatte während und auch nach den Kriegsjahren ein erheblich schwierigeres Los zu tragen als ihr in den USA als Star gefeierter Vater. Auch die stoische Schicksalsergebenheit der Mutter stellt sich als reine Fassade heraus. *froh.*

«The Mies van der Rohes» spielt im Kino RiffRaff.

Beobachterin

Je klarer ein potenzielles Verdikt ausfällt, desto realitätsferner ist der Blickwinkel.

Der Fall einer Kindstötung macht solche Schlagzeilen, dass sogleich auch eine Vorverurteilung mitschwingt. Die schwarze Literaturprofessorin und Autorin Rama (Kayije Kagame) will sich vor Ort selbst ein Bild machen, wenn die junge schwarze Mutter Laurence (Guslagie Malanda) in «Saint Omer» vor einem Schwurgericht in der Provinz Rechenschaft über den Tathergang ablegen muss. Alice Diop zeigt anhand des Gerichtsrituals – mit der Wahl der Geschworenen, der Befragung durch den Staatsanwalt, der Verteidigungsrede der Angeklagten bis hin zu den Plädoyers –, welch äusserlicher Zwang der gesamten Anlage eine eindeutig stereotype Note verleiht. Laurence lebte mit einem dreissig Jahre älteren weissen Mann zusammen, der sie vom Kontakt mit seinem sozialen Umfeld fernhielt, ihr in intimen Momenten aber seine Liebe schwor, ihr gar die Hochzeit versprach. Faktisch stand er im Zweifel immer zu seiner vermeintlichen Exfrau. Laurence hatte ihre Schwangerschaft und die folgende Niederkunft vor ihm verheimlicht, und ihre Erzählungen strotzen vor Widersprüchen. Zudem übersteigt ihre Furcht vor Hexerei eine mittel-



europäische Vorstellungskraft, erst recht eine auf Effizienz gepolte administrative Maschinerie. Je länger diese Verhandlung dauert, desto mehr Parallelen erkennt Rama hinsichtlich der Gefühlslage als werdende Mutter zwischen sich und der Angeklagten. Ihr Kopfkino schlägt sich auf ihre gesamte Physis nieder, macht sie regelrecht krank. «Saint Omer» ist weniger eine Abhandlung über Recht versus Gerechtigkeit sondern vielmehr eine filigrane Darstellung von gleichzeitigen, disparaten Gefühlsregungen im Bewusstsein, ein künftiges Leben unter dem Herzen zu tragen. Und dass trotz sozialer Unterschiede die erlebten Schicksale eher von der Hautfarbe als dem Status abhängen. In der Quintessenz eine Gleichbehandlung auch überhaupt nicht erarbeitet werden kann, weil die Ungleichheit so tief sitzt. *froh.*

«Saint Omer» spielt im Kino RiffRaff.

Schraubstock

Felice wurde als Jüngling aus Neapel weggeschickt, jetzt versucht er eine Rückkehr.

Als Jungs waren Felice (Pierfrancesco Favino) und Oreste (Tommaso Ragno) beste Freunde. Sie fuhren mit ihren Mopeds durch die Gassen von Sanità, verliebten sich in Mädchen und begingen Torheiten. Das ist vierzig Jahre her. Felice wurde vom eigenen Vater in den Libanon zwangsverpflanz, wo er sich selbstständig durchschlagen musste. Unterdessen ist er zum Islam konvertiert und hat es in Alexandria zu Ansehen und Geld gebracht. Aus dem dagebliebenen Oreste wurde in der Zwischenzeit der regionale Mafiaboss, der ein Dasein abgeschirmt vom Leben fristet. Gefürchtet, aber einsam. Weshalb Felice gerade jetzt zu seiner Mamma nach Neapel zurückkehrt, ist in Mario Martones «Nostalgia» nicht der springende Punkt. Vielmehr zeigt der Film, wie (lange) die allgegenwärtige Mafia alle in einem



Schraubstock festhält – unabhängig von ihrem eigenen Bestreben. Der örtliche Pfarrer Don Luigi (Francesco di Leva) kümmert sich um Freizeitbeschäftigungen für die Jugend, will sie von der Strasse weg haben und legt sich auch aktiv mit den Mafiahandlangern an. Allerdings ist er stark von deren Einsehen und dem Respekt gegenüber seiner Funktion abhängig. Felice wird von zahlreichen älteren Quartierbewohner:innen erkannt und auch eindringlich davor gewarnt, einfach so schutzlos rumzuspazieren. Aber er will seiner Mutter eine würdige Unterkunft besorgen und im Idealfall auch alte Fehden beenden, weshalb er überall nach dem Verbleib des heute O'Malommo genannten Oreste fragt. Die Aufregung, die er damit verursacht, steht in einem starken Kontrast zu seiner demonstrierten Gelassenheit. Tonspur und Lichtführung, also die eigentliche Filmstimmung, ist dem Titel gemäss melancholisch. Sehr schön melancholisch sogar. Die auf den Subtext verlagerte Geschichte dahinter jedoch stimmt einen regelrecht trübsinnig. Die Mafia bestimmt die Schicksale, davor gibt es kein Entrinnen. Lebensfreude existiert nur in der Erinnerung. *froh.*

«Nostalgia» spielt im Kino Piccadilly.

Auf der Klimaschiene in die Zukunft – oder Endzeit?

Samstag, 4. März

8.30 SWR: «**Klimaschutz von klein auf.**» Silvia Plahl über Umweltbildung in Schule und Kita. In vielen Lehrplänen steht sie bereits, die «Bildung für eine nachhaltige Entwicklung.» Doch wie lernen Kinder und Jugendliche ökologisch zu handeln? Holzrundbänke für Bäume bauen, Energieeffizienz verstehen, mit der Stadtverwaltung kooperieren, den Lehrbetrieb zum Umdenken bringen, global denken... Visionen, konkrete Lösungen und ein langer Atem sind das Ziel. Wenn's gut funktioniert, kann aus umweltbewusstem Unterricht sogar ein Prototyp für autarke «vertical-farmin»-Container zur Trinkwasserversorgung in Uganda entstehen.

11.00 DLF: «**Auf Schienen in die Zukunft.**» Tschechien und die Eisenbahn. Reportagen von Kilian Kirchgessner in der Reihe Gesichter Europas. Tschechien verfügt über eines der dichtesten Schienennetze der EU. Selbst in die abgelegensten Dörfer führt häufig ein Gleis. Es sind Überbleibsel aus der Habsburger Monarchie, als Böhmen und Mähren stark industrialisierte Regionen im Kaiserreich waren und die Eisenbahn das leistungsstärkste Transportmittel. Heute ist das dichte Netz einerseits eine Chance für die Verkehrswende, andererseits eine gewaltige Herausforderung. Oft sind die Strecken eingleisig und nicht elektrifiziert. Aber es tut sich was... Gleichzeitig bei SRF 2 die Zweitausstrahlung der «Musik für einen Gast» mit Bettina Spoerri, Schriftstellerin, lange Leiterin des Literaturhauses Lenzburg, jetzt Verlegerin.

17.00 SWR: «**Zeitgenossinnen.**» Saba-Nur Cheema, Politologin. «In einer pluralistischen Gesellschaft kommt es darauf an, die Widersprüche und die Mehrdeutigkeit auszuhalten.»

19.00 SWR: «**Hundstage.**» Der zweite Teil des Hörspiels nach dem Roman von Alicia Giménez-Bartlett.

20.00 SRF 2: «**Das grosse Heft**» von Ágota Kristóf. Radiofassung in zwei Teilen. Zwei unzertrennliche Brüder stählen sich in grausamen Zeiten gegen den Rest der Welt – durch unbedingten Zusammenhalt und die Kraft der Sprache. Fortsetzung in einer Woche zur gleichen Zeit. Parallel beim DLF: «Ein Käfer, der Erinnerungen frisst.» Hörstück von Sofie Neu und Fabian Raith. Es ist das Jahr 2035: Mika begibt sich mithilfe eines veralteten Elektronik-Tools auf einen dem Jahr 2022 zugeordneten Augmented-Reality-Walk durch ihre Stadt. Unter anderem bekommt sie dabei über Denkmäler folgendes zu hören: «Öffentliche Erinnerungen blicken zurück und prägen unseren Blick in die Gegenwart durch das Schöpfen aus der Vergangenheit – wie eine künstliche Intelligenz, die aus vergangenen Mustern zukünftige entwirft.» Und dann ist da noch dieser Käfer, der es auf Edelmetalle und seltene Erden abgesehen hat, sich durch Serverfarmen frisst und auf Clouds gespeicherte Datensätze unbrauchbar macht.

21.00 SRF 2: «**Vinyl: Hype, Retro, Kult.**» Eine Reportage von Gabrielle Weber in Musik unserer Zeit.

22.00 DLF: «**Wo bin ich?**» Begrenzung als Kompass. Eine (Selbst-)Erkundung auf dem Violoncello. Christina Meissner zu Gast im Atelier neuer Musik. Gleichzeitig bei SWR 2 Kultur die Jazztime: «Der Mann mit dem goldenen Daumen.» Hans-Jürgen Schaal zum 100. Geburtstag von Wes Montgomery. Er war Fabrikarbeiter und an der Gitarre ein Autodidakt. «Was ich mache, mag technisch nicht richtig sein, aber die Musik kommt dennoch richtig heraus,» hat er einmal gesagt. Und nach 23 Uhr folgt hier: «Wanderer.» Ein musikalisches Hörstück in Englisch und Deutsch von Werner Cee. Frei nach Textmotiven von J. A. Baker.

23.00 DLF: «**Kein Himmel war uns zu hoch.**» Eine Lange Nacht über Zelda und F. Scott Fitzgerald. Gestaltet von Beate Bartlewski. Sie begegnen sich 1918 im Country Club in Montgomery, Alabama. Er ist auf der Stelle schockverliebt. Sie ist das schönste Mädchen des Südens, er ein begabter, gutaussehender junger Leutnant, überzeugt, der berühmteste und reichste Schriftsteller des Landes zu werden...

Sonntag, 5. März

8.30 SWR: «**Soviel Gendern verträgt die Sprache.**» Science Talk mit «der Linguistin Professor» Carolin Müller-Spitzer. So aus der Programmvorschau übernommen... Und bei SRF 2 in den Perspektiven: «In Krisen von den Alten lernen.»

9.30 DLF: «**55 Stimmen für die Demokratie.**» Vorträge von Andreas Reckwitz, Birte Meier und Walter Katz – zu hören als sechste Folge eines Projekts, das dazu anregen soll, über eine wehrhafte Demokratie in der Gegenwart nachzudenken.

12.00 SWR: «**Sprengstoff Frauenpriestertum.**» Silke Arning über den Synodalen Weg und die Weltkirche.

12.40 SRF 2: «**Musik für einen Gast.**» Heute mit Niklaus Schweizer, Germanist und früherer Honorarkonsul in Hawaii.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Devid Striesow, Schauspieler. Er habe den Papst gegeben und viele Fieslinge. Und schon als Kind erste Rollenstudien betrieben.

14.00 SWR: «**Im Rausch.**» Schriftstellerinnen und Abhängigkeit. Feature von Maïke Alboth.

15.00 SRF 2: «**Eigentlich seit immer.**» Frauenliebende Frauen jenseits der 80 erzählen ihre Lebensgeschichten. Feature von Christina Baron und Ruth Huber. Angekündigt als eine intimen Audio-collage. «Mit berührender Beiläufigkeit wirft das Feature aktuelle Fragen auf: Was macht eine Liebesbeziehung aus? Welche Selbstdefinitionen machen uns stark? Und was wollen wir gerne undefiniert lassen.»

16.00 SWR: «**Sie übertraf wirklich noch die Erwartung.**» Ilona Hanning über Komponistinnen im 17. und 18. Jahrhundert.

16.30 DLF: «**Gebt mir einen Talk, keine Blumen!**» Anneke Meyer über Frauenkarrieren in der Wissenschaft.

18.20 SWR: «**Krach.**» Hörspiel von Tino Kühn. Tom und Sophie haben es endlich in eine Altbauwohnung im aufstrebenden Viertel der Stadt geschafft...

20.00 DLF: «**Maschinenerwachen.**» Von Künstlern, Phantasten, Realisten und künstlicher Intelligenz. Feature von Raphael Smarzoch.

23.00 SWR: «**Musik in Aktion.**» Leiris, Leibowitz und die Phantome der Oper. Radioessay von J. Marc Reichow.

Montag, 6. März

8.30 SWR: «**Sexualisierte Gewalt als Kriegswaffe.**» Bartholomäus Laffert und Alicia Prager stichteten dazu alte und neue Berichte.

9.00 und 23.00 SWR: «**Liebesfrühling.**» Start einer Musikstunden-Wochenserie über Clara Schumann.

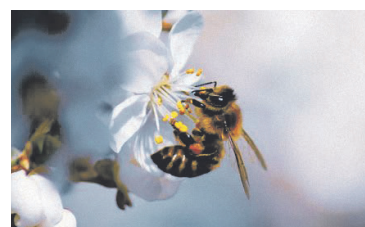
14.00 SRF 1: «**S Zauberschächteli.**» Franz Hohler liest ein paar Kurzgeschichten vor.

15.00 SWR: «**Unterwegs in Uschhorod.**» Die dritte Reportage von Christiane Seiler aus einer Stadt im Westen der Ukraine.

Dienstag, 7. März

15.00 SWR: «**Der Biberexperte.**» Andrea Edler unterwegs mit Michael Dörfler.

19.15 DLF: «**Die USA im Jahr 2020.**» Sabine Schmidt über Schattenseiten des amerikanischen Traums. Das damals produzierte Feature eröffnet eine vierteilige Corona-Serie. Gezeigt werde darin nebst anderem, «wie Corona und die Politik Donald Trumps immer mehr Menschen in den Abgrund drängt».



20.00 DLF: «**Bienen schwärmen für sie.**» Hörstück von Maria Ursprung. Die schon 2019 vom Schweizer Radio realisierte Produktion wird in der Vorschau des Deutschlandfunks als ganz «besonderes Hörspiel» bezeichnet. Auch weil Martin Bezzola dazu eine Musik komponiert habe, «in der es summt und surrt».

21.00 SWR: «**Die wiederholte Utopie.**» Haotian Yu fragt in der JetztMusik nach dem Stand des kritischen Komponierens. Parallel bei SRF 2: «Jazz Collection.» Quincy Jones: Ein Leben für die Musik. Und beim DLF in Jazz Live: «Temperamentvoll und verspielt.» Das Duo Camille Bertault und David Helbock.

Mittwoch, 8. März

8.30 SWR: «**Warum eigenes Geld so wichtig ist.**» Geli Hensolt zu Frauen und Finanzen.

20.00 SWR: «**Widerstand (m/w/d).**» Isang Enders mit einem musikbezogenen Nachklang zum Weltfrauentag. «Frauen im Iran dürfen nicht alleine kämpfen und ukrainische Frauen erfahren viel zu stilles Leid.» Und ein Irrglaube ist, dass wir durch Wohlstand und Frieden «der Ungerechtigkeit erhaben sind». SRF 2 in Musik unserer Zeit: «Vokalperformance I.» What's on – weiblich, männlich usw. Und beim DLF: «Der Rabbi und sein Mann.» Tobias Kühn über schwule Geistliche in jüdischen Gemeinden.

20.30 DLF: «**Fragile.**» Briefwechsel v. Helmut Böttiger und Jurko Prochasko. Teil 2.

21.00 DLF: «**Auf eine Potthucke nach Winterberg.**» Hausbesuch bei Frieda Braun. Querköpfe-Porträt von Sabine Fringes. Und bei SWR 2 Kultur: «Nordlichter.» Nina Polaschegg über experimentelle Musikerinnen aus Skandinavien.

Donnerstag, 9. März

8.30 SWR: «**Von Hate Speech bis Feminid.**» Jennifer Stange zum Hass auf Frauen.

15.00 SWR: «**Die Bittsteller.**» Claudia Heissenberg über arme Menschen im Kampf mit der Bürokratie.

20.00 DLF: «**Systemfragen.**» Die neue wöchentliche Rubrik mit Beiträgen aus Kultur- und Sozialwissenschaften. Anschließend: «Wen dürfen wir essen?» In der letzten Folge der sechsteiligen Serie von Jakob Schmidt und Jannis Funk geht es um das Ende des Fleischzeitalters.

Freitag, 10. März

8.30 SWR: «**Was ist das neue Normal?**» Claus Heinrich fragt Sozialkundige, wie Krisen unsere Werte verändern

10.00 DLF: «**Heutzutage die Ausnahme?**» Wenn die Liebe ein Leben lang hält.

15.00 SWR: «**Endzeit.**» Warum uns die Apokalypse nicht loslässt. Feature von Christian Jakob und Liv Ulrich. Klima, Pandemie, Ukraine-Krieg: In aktuellen Debatten sind Untergangsszenarien allgegenwärtig. Sie fördern Resignation oder Hass, erschweren die Diskussion. Ist wirklich schon alles verloren?

20.00 DLF: «**Der Grenzläufer.**» Feature von Jörn Klare. Kokain nennt er den «kleinen Teufel». Heroin eine «gelegentliche Affäre». Das eine kam mit elf, das andere mit 13 Jahren in sein Leben... Gleichzeitig beginnt bei SRF 1 eine weitere Reprise von «Hunkelers Geheimnis», dem Krimi von Hansjörg Schneider. Und bei SRF 2 in der Passage ist der «Querschnitt durch die Basler Fasnacht» angesagt. Zweitausstrahlung am Sonntag nach 15 Uhr.

22.00 SWR: «**Was ist ein Mensch?**» Arno Geiger zu seinem neuen Buch über ein glückliches Geheimnis.

DLF/Deutschlandfunk – 100,6 und 105,1 MHz. SWR/Südwestrundfunk 2 – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. Zudem sind die meisten Sendungen im Podcast-Angebot.

Bücher der Woche

Reisen



Gegenwart, Traum und Erinnerung gehen in diesem Roman ineinander über. Der Text ist zugleich anschaulich und unwirklich, ist schillernd und flissend. Die Autorin gleitet zwischen verschiedenen Ebenen und Zeiten hin und her. Zuerst begegnen wir ihr als Kind in der Küche der Grossmutter im

Rheinland. Es träumt vom Orient, dann wird von wirklich unternommenen Reisen berichtet, etwa von der ersten «Morgenlandfahrt» vor mehr als 40 Jahren. Erzählt wird nicht chronologisch, sondern in sich überkreuzenden Assoziationen. «Wir reisen zum Mond, nach Detroit, nach Teheran, umarmen die Welt... Wollen mit all den vor uns Untergegangenen in Verbindung bleiben.» Der Aufenthalt in Teheran wird am gegenwärtigsten. Spürbar ist die Sehnsucht, die Distanz zwischen dem Eigenen und dem Fremden zu überwinden. Das Kind, das immer wieder bei der Grossmutter in Deutschland auftauchte, sitzt gegen Buchende in einem Café in Isfahan, gebeugt über seine Hausaufgaben, und «träumt den Orient der Kindheit aus, folgt den Reisen des Tags um die Erde, auf der Suche nach den Anfängen, dem Alter der Welt».

Brigit Keller

Friederike Kretzen: **Bild vom Bild vom grossen Mond**. Roman einer Reise. Dörlemann Verlag 2022, 288 Seiten, 36.90 Franken.

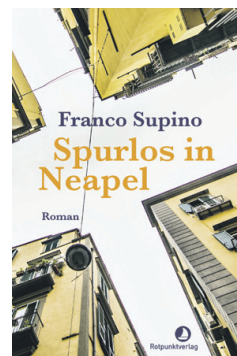
Neapel

Franco Supino, 1965 geboren in Solothurn, wuchs als Kind italienischer Eltern zweisprachig auf. So wie sein Protagonist im Roman. Die Eltern planen die Rückkehr in ihre Heimat in der Umgebung von Neapel. Über Jahre bauten sie ein Haus, doch dieses wurde durch das Erdbeben von 1980 zerstört. Die Rückkehrpläne zerschlugen sich.

Jahre nach dem Tod des Vaters fährt der Sohn immer wieder nach Neapel, er will die Stadt der Eltern verstehen lernen. Packend schildert Franco Supino diese Spurensuche. Zentral ist die Familie Esposito, ein Mafioclan der Camorra. Der Erzähler schildert Einblicke in ihre weitverzweigte Geschichte, trifft Zeugen, Journalisten, vertieft sich in Polizeiakten, macht sich über ihre Geschäfte und Rituale kundig. Besonders interessiert ihn Antonio Esposito, ein junger schwarzer Camorrista. Es ist nicht klar, ob dieser tot ist oder im Gefängnis oder untergetaucht in Castel Volturno, untergetaucht unter Tausenden von afrikanischen Migranten.

Der Roman ist vielschichtig und spannend. Durch die detailreichen Schilderungen der Stadt besonders interessant für Kenner:innen von Neapel. *bk*.

Franco Supino: **Spurlos in Neapel**. Roman. Rotpunktverlag 2022, 256 Seiten, 34.90 Franken.



Sprachlos

«Wie es uns allen gelingt, nicht miteinander zu sprechen, wie wir jeder Berührung ausweichen, wie wenig wir voneinander wissen. Wie ich mein Berührtsein der Mutter keineswegs zeigen möchte.» Aus der Sicht von Anna, die sehr alt im Altersheim gerade verstarb, und ihrer Enkelin Lena,



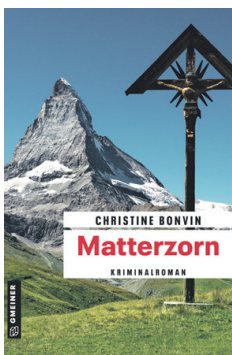
die ihr Leben und das ihrer Familie verstehen möchte, wird erzählt, aber nicht erklärt, warum diese Emotionslosigkeit in dieser Familie herrscht, die keineswegs miteinander verfeindet ist.

Die Geschichte spielt an zwei Orten: Im Südtirol im Ersten Weltkrieg, das Anna verliess und sich im Appenzeller Hinterland als Magd verdingte. Der Mann ihrer Mutter und ihre beiden Brüder fielen im Krieg, der Freund des Vaters lebte nachher bei der Mutter, machte Anna ein Kind und zugleich der Mutter.

Das erste starb, das zweite gaben sie zur Adaption frei. Sie lernte Franz kennen, führte eine zufriedene Ehe, bis der Bub an Kinderlähmung erkrankte, seine Tochter Lena ablehnte. Ein merkwürdiges Buch über eine verschlossene Familie, die zwar an ganz konkreten Orten mit konkreten Begebenheiten stattfindet, aber irgendwie auch im Unbestimmten schwebt. *kl*.

Ruth Weber: **Das Korsett**. Orte Verlag 2022, 127 Seiten, 31.90 Franken.

Krimi der Woche



Ein Krimi für Jacqueline Badran. Er handelt zu einem grossen Teil von alles anderen als astreinen Immobiliengeschäften in Zermatt. Die Familie Blatter, seit Generationen im Besitz des vornehmen Hotels Blatterhof, betreibt nebenher einen regulären und einen noch viel grösseren,

eher irregulären Handel mit den Immobilien am Fuss des Matterhorns. Im Wesentlichen geht es dabei darum, reichen Ausländer:innen den Kauf von Zweitwohnungen zu ermöglichen. Mit der Folge, dass für die Einheimischen nicht einmal mehr unbezahlbare Wohnungen zur Verfügung stehen. Grund zur Erzählung dieser Geschichten ist Laura Pfeiffer, eine gerade aus der Hotelschule

entlassene junge Frau, die hofft, an der Reception des Blatterhofs ihre erstrebte brillante Hotelkarriere starten zu können. Nachdem sie im Zug, ohne es zu wissen, die Bekanntschaft mit Pirmin, einem der beiden Hotelierssöhnen gemacht hat und dabei Schmetterlinge im Bauch spürte, erlebt sie mit dem zweiten Sohn Andreas das Gegenteil: schmutzige Anmache und eine Leiche in der Hochzeitssuite. Vieles spricht für einen Suizid, sie ist aber trotzdem neugierig, schleicht sich in das Büro des Patriarchen, wird von diesem erwischt und fristlos entlassen.

Pirmin wehrt sich gegen seinen Vater, da er sich auf seine Weise ernsthaft in Laura verliebt hat und ihre Qualitäten als mögliche künftige Hoteliersgattin sieht. Ein anderer Immobilienhändler kommt beim Abstieg vom Matterhorn und in Begleitung des Bruders des Hoteliers ums Leben, der Polizist Pedro Lukic ermittelt auch hier. Er findet für Laura, die er umschwärmt, ein Zimmer bei der dementen Alexa, wo auch die alleinerziehende

Marianne Unterschlupf findet. Zusammen nehmen sie den Kampf gegen den Blatter-Clan mit seinen Verzweigungen im ganzen Dorf auf, den sie logischerweise für sich entscheiden. Ohne dass sich dabei an den Machtstrukturen in Zermatt viel ändert, ausser dass ein paar Exponent:innen tot sind und somit ausgetauscht werden müssen.

Der Krimi gehört sicher nicht zu den grossen oder sehr raffinierten des Genres. Dazu sind er und auch die darin vorkommenden Liebesgeschichten etwas zu grob gestrickt, auch wird einiges zu viel telefoniert. Er ist aber unterhaltsam geschrieben, angenehm unangestrengt zum Lesen, durchaus fundiert bei den Schilderungen der Graubereiche im Immobiliengeschäft, aber nicht so kompliziert, dass man studieren muss, um nachzukommen. *kl*. Christine Bonvin: **Matterzorn**. Gmeiner Verlag 2023, 282 Seiten, 26.90 Franken.

Low-Tech-Geisterbahn

Philipp Quesne kommt beim freien Assoziieren ohne jedes physische Personal aus.

Der nicht unbedingt unterschwellige moralische Impetus wurde bereits bei seinem letzten Zürich-Besuch vor zwölf Jahren mit «Big Bang» in der



Gessnerallee in diesen Spalten als reichlich geschmäckerlich eingestuft. Nach dem Weltuntergang feiert er nun mit «Fantasmagoria» die Geisteswelt. Klaviere, Orgeln und Harmonien klappern, fauchen, rauchen, erklingen, schweben, brennen und wackeln. Auf zwei Ebenen wird ein Knochentanz à la Polankis «Tanz der Vampire» projiziert, der aus der tricktechnischen Perspektive, wie die gesamte Anlage des Stücks, eher auf der Low-Tech-Seite spielt, als einen in eine optische Verblüffung zu entführen. Das Hauptaugenmerk liegt auf den – verzerrt wiedergegebenen, geflüstert gesprochenen – Worten, die formal den Anschein einer akustisch dynamisierten Geistererzählung erwecken, inhaltlich aber vorwiegend rhetorische Fragen bleiben und das freie Assoziieren proben. Der Versuch einer Verbindung der geäußerten Inhalte zu einem stringenten Ganzen verdichten zu wollen, ist keine zwingend zielführende Bemühung. Der Selbststrettungsversuch hinter die Fassade des Philosophierens funktioniert indes auch nicht. Schliesslich wäre davon eine Einsicht zu erwarten, die hier zu erlangen aber partout auf Verweigerung stösst. «Fantasmagoria» ist insofern am ehesten eine Art Alltagspause, die optisches Spiel mit sonor vorgetragenen Allgemeinplätzen verknüpft. Viel Hoffnung verwendete Philipp Quesne bereits in «Big Bang» nicht auf die Menschheit, was als Blaupause für diese Steigerung angenommen werden kann. Seine Weigerung, ein Publikum auch nur schon in die Nähe einer potenziellen Überforderung zu manövrieren, könnte mit etwas Phantasie in die Richtung gedeutet werden, dass die aktuelle Selbstgenügsamkeit für das Erlangen von Aufmerksamkeit sich genauso simpel zufriedenstellen lässt, dass etwas bloss einigermaßen effektiv auszuschaun hat. *froh.*

«**Fantasmagoria**», 26.2., Schauspielhaus, Zürich.



Die technischen Möglichkeiten, virtuell eine Wahrhaftigkeit zu simulieren, werden immer ausgeklügelter. (Mathilda Olmi)

Ein scheinbar leichtes Spiel

Simon Senn führt in zwei Recherchearbeiten zu den Themen Virtual Reality und Künstliche Intelligenz vor, wie kinderleicht die private Anwendung davon ist.

Formal sind beide Präsentationen eher mager: Ein Vortragender drückt Knöpfe, und auf zwei Projektionsflächen passiert was. Inhaltlich sind sie indes sehr wohl eine Ergänzung zueinander. In «Arielle F» kauft sich Simon Senn einen 3D-Scan eines Körpers, der am ehesten seiner eigenen Postur entspricht. Als schmächtiger Mann wird er nur in der Frauenabteilung fündig. Die Kosten sind erschwinglich und, vom Verbot abgesehen, die Figur in irgend einen sexuell konnotierten Zusammenhang zu stellen, für jede weitere Verwendung offen, auch jede kommerzielle. Simon Senn beginnt – mit einer VR-Brille und Motion-Controls für die Hüfte, die Füsse und die Hände – die leere Hülle mit seinen Bewegungen zu beleben. Flugs den eigenen Kopf drauf montiert und wasauchimmer kann starten. Jetzt erlebt der junge Mann in der virtuellen Realität im Körper einer Frau eine als neutral wahrgenommene Irritation, die ihn teils bis in die Träume verfolgt. Und er beginnt sich Fragen zu stellen, für deren Beantwortung er sich (juristischen) Rat sucht. Das stellt sich als nicht eben einfach heraus, denn die globale Welt besteht aus länderspezifischen Rechtslehren. Zuletzt versucht er die reale Person hinter dem 3D-Modell ausfindig zu machen und sie danach zu fragen, wie wohl sie sich fühle, wenn er ihren virtuellen Körper als Anschauungsobjekt für wildfremde Personen verwendet.

In «dSimon» erschafft er gemeinsam mit der Entwicklerin Tammara Leites einen auf der Open-AI GPT basierenden Chatbot. Respektive sie kaufen das Grundgerüst. Die beiden erklären, welche Versuche sie unternommen haben, die vermeintliche Grundintention, also eigentlich den Zugang zur Wortauswahl – es ist nämlich bloss Mathematik und keine Intelligenz – zu manipulieren, damit die künftigen Äusserungen annehmbar in Sachen Anstand werden. Sie erreichen ihr Ziel, können aber unmöglich erklären, wie und vor allem weshalb dies geglückt ist. Mit ein paar Klicks kann jeder Text automatisiert vorgelesen werden und nochmals ein paar Klicks weiter das eigene Selfie in ein vermeintlich lippensynchrones Bewegtbild verwandelt werden. Ein paar Versuche weiter endet die Demonstration mit einer scheinbar Sinn ergebenden Unterhaltung zwischen zwei menschenähnlich wirkenden Bots. Die Demonstration ist lehrreich bis teils auch recht amüsant. Als denkendes Hirn ist augenscheinlich, dass die vermeintlich grundlose Spielerei einmal vielleicht lustig ist, aber dafür macht sich ja niemand die Mühe, solche digitalen Programme zu entwickeln. Ohne Absicht, und diese dürfte sich jenseits einer hehren Menschenfreundlichkeit bewegen, ergibt dies alles überhaupt keinen Sinn. *froh.*

«**Arielle F**», 24.2. und «**dSimon**», 26.2., Schauspielhaus, Zürich.



Steven Cohen nimmt sein Publikum beim Denken nicht bei der Hand.

Begegnung mit der Müllhalde der Geschichte

Steven Cohen stellt im zweigeteilten «Boudoir» die menschliche Trophäenbegeisterung auf den Prüfstand. Die Parallelität von Grosswild und Jüd:innen irritiert (positiv).

Eigentlich wäre das Boudoir ja ein Rückzugsraum zur Selbstpflege, in dem Makel überschminkt und Blessuren übertüncht werden können, damit die äussere Erscheinung einer Perfektion nahe erstrahlen könnte. Vermutlich stellt Steven Cohen bereits mit dieser Begrifflichkeit alles Folgende existenziell infrage. Gewisselt und mit wechselndem Kopfputz stolziert er auf kriminell hohen Absätzen einerseits durch eine noch existierende Manufaktur für Grosswildtrophäen und andererseits durch Erinnerungsorte an den Holocaust. Im zweiten Teil erscheint er durch eine drehbare Marien-Nische im stark riechenden, von Sammelpreziosen fragwürdiger Herkunft überfüllten Raum und konfrontiert das Publikum mit seiner unmittelbar nahen Anwesenheit. Er baut sich drei Zentimeter vor einem auf und blickt einen minutenlang wortlos an. Zum Schluss schleppt er sich – zwei Globen unter den Füßen – mühsam durch die Szenerie, bevor eine Person die Geschichte eines Champagnerkelchs erzählt, den sie seit Jahrzehnten für die jüdischen Vorbesitzer:innen aufbewahrt. Das ganze Stück ist ein regelrechtes Minenfeld. Einerseits erscheint die direkte Gegenüberstellung der sinnlosen Tötung von Grosswild – also zu rein dekorativen Zwecken – mit der ebensolchen Vernichtung von Jüd:innen während des Holocausts erst mal ziemlich grenzwertig. Weil er sich quasi weigert, das Publikum

beim Denken an die Hand zu nehmen, ist dieses Erleben eines deutlichen Unwohlseins als Absicht erkennbar. Aus der Distanz, in der das Kopfkino wie wild weiterdreht, lassen sich schon sinnbildliche respektive philosophische Infragestellungen erkennen. Zuerst betreffend eines vermeintlichen Selbstverständnisses. Die gezielte Entmenschlichung ging den meisten Minderheitenvernichtungen oder –ausbeutungen voraus, was den direkten Vergleich plötzlich nicht mehr gar so abwegig erscheinen lässt. Ungewohnt, ja, aber keineswegs ohne tieferen Sinn. Nach der Entmenschlichung von Sklav:innen etwa wurde dem Vernehmen nach ja die Hemmschwelle niedergerissen, die Personen als Ware anzusehen und entsprechend zu behandeln. Wenn ein Tier nur seiner Trophäe wegen geschossen und ausgestopft wird, ist es ja nochmals anders zur Ware degradiert als ein Batterieuhn. Wo der Gedanke zum Zusammenpferchen in Ghettos oder Konzentrationslagern wandert. Grosswildjagd wie Holocaust erscheinen heutzutage als weit zurückliegende, abgeschlossene Abgründe der sogenannten zivilisierten Menschheit. Zumindest bei ersterem stimmt das nicht. Was zweiteres unmittelbar und heftig infrage stellt. Auch der Antisemitismus soll sich ja auf dem besten Weg befinden, wieder salonfähig zu werden ... froh.

«Boudoir», 24.2., Schauspielhaus, Zürich.

Steilpass für einen Solisten

Regisseur Rüdiger Burbach macht aus «Fortune» eine One-Man-Show mit Statist:innen.

Inhaltlich bleibt Simon Stephens «Faust»-Adaption weitestgehend überraschungsfrei. Der wenig erfolgreiche Autorenfilmer Fortune George (Mar-



(Tanja Dorendorf)

tin Butzke) ist auf der eher heidnischen Seite der Welt zuhause, als ihm Lucy (Leonie Merlin Young) das künftige Recht auf dessen Seele gegen endlose Wunscherfüllung für die kommenden zwölf Jahre anbietet. Anfänglich folgt ihm seine Assistentin Maggie (Mia Lüscher) in seinen Allmachtsrausch, verirrt sich in dieser neuen Situation aber vergleichsweise rasch und lässt los. Michael von Burg, Pit-Arne Pietz und Axel Julius Fündeling sind zu (mittels Ausstattung aufgepeppten) Statisten reduziert. Einzig Simone Stahlecker spielt als Fortunes Mutter noch eine grössere Rolle. Alles Augenmerk liegt auf Martin Butzke und wie sich dessen Emotionalität im Verlauf eines dramaturgischen Bogens in einen je gekonnten schauspielerischen Ausdruck verwandelt. Nicht erst seit seinem «Diabelli»-Solo, sondern bereits in seiner Zeit als Ensemblemitglied am Theater Neumarkt hat er sein Können als dermassen vielseitig unter Beweis gestellt, dass hier ein einfaches «Chapeau!» ausreicht. Die ziemlich grosse Bühne des Theaters Winterthur ist hier eine grosse Leere. Bis auf die Momente, in denen die geschwungene Rückwand mit Videos von Iwan Engler bespielt wird. Die Schauspielführung für Lucy bleibt bezüglich einer möglichen Raffinesse hinter den Möglichkeiten der Darstellerin Leonie Merlin Young zurück – eine Rücklagenhaltung allein ermöglicht zwar einen hohen Wiedererkennungseffekt, behindert aber zeitgleich eine weitergehende Figurenentwicklung. Eine nochmalige Steigerung über die alleinige Solo-Show von Martin Butzke zu erzielen, wäre möglich, wenn die Vorlage den drei hauptsächlichen Nebenfiguren mehr Spielraum überliesse, sich von der Randerscheinung als reine Stichwortgeber:in zu emanzipieren. froh.

«Fortune», 23.2., Theater Kanton Zürich im Theater Winterthur.

Digital verloren

Wie immer eher knapp mit dieser Kolumne wollte ich mich, nachdem wir die Kinder in die Schule gefahren hatten (ja fahren, sorry, hier ist Amerika) sofort ans Werk machen, als ich feststellte, dass sich mein Computer nicht mehr laden lässt. Ich wollte noch das eine oder andere recherchieren und dann eben schreiben, aber wie sollte ich das tun, der Computer liess sich nicht mehr starten. Nach einigen Wutausbrüchen fuhr mich mein Mann in den Apple-Shop (ja fahren, sorry, hier ist Amerika). Ich rannte hinein und wurde von einer Mitarbeiterin mit Tablet gebremst. Sie scrollte rauf und runter und fragte schliesslich, ob ich einen Termin hätte. Nein. Keinen Termin, eher einen Nervenzusammenbruch, versuchte ich witzig zu sein. Die Mitarbeiterin sah mich ernst an. Für «Walk-Ins», also Kund:innen, die einfach so ins Geschäft laufen, betrage die Wartezeit im Moment rund zwei Stunden. Sie empfehle für künftige Fälle vorgängig online einen Termin zu vereinbaren. Ich liess mich auf die Warteliste setzen, was mir sofort per SMS bestätigt wurde und versuchte, die Zeit effizient zu nutzen, also mit einkaufen. Das tat ich in einem Geschäft. Also nur fast. Denn meine Kreditkarte funktionierte nicht. Ich erinnerte mich an die Nachricht vom Vorabend, in der meine amerikanische Bank mich per Mail gefragt hatte, ob die Bestellungen bei Papa Johns in Jamaica, New York oder jene bei Taco Bells, ebenfalls in New York, von mir seien. Nein. Die Bank erkannte Betrug und sperrte sofort das Konto. Was sie mir ebenfalls

per Mail mitteilte, allerdings zu spät. Jetzt stand ich da, ohne Karte und ohne Computer. Ich fühlte mich digital völlig verloren, ich konnte nichts tun, alles, was mir einfiel, hatte etwas mit einem Gerät zu tun, das gerade nicht funktionierte. Wobei, ich hatte noch ein wenig Bargeld. Damit kaufte ich mir einen Kaffee.

Jetzt stand ich da, ohne Karte und ohne Computer. Ich fühlte mich digital völlig verloren, ich konnte nichts tun, alles, was mir einfiel, hatte etwas mit einem Gerät zu tun, das gerade nicht funktionierte.

Ganz analog. Ich fühlte mich recht gut. Ich wählte die Nummer, die mir meine Bank als Kontakt für alle Fälle angegeben hatte und gelangte an einen Computer. Ich soll in Stichworten sagen, was mein Problem sei. Jetzt ist mir schon klar, dass mein Akzent noch immer tönt wie Arnold Schwarzenegger, aber als ich zum wiederholten Mal «fraud», also «Betrug», in mein Handy schrie, so dass sehr viele Menschen sehr irritiert in meine Richtung blickten und die Maschine am anderen Ende der Leitung schliesslich festhielt, ich sei also Soldatin in einer militärischen Aktion und möchte an einer Umfrage teilnehmen, hätte ich am

liebsten in eine Tüte geatmet. Ich änderte die Strategie und redete in ganzen Sätzen, was nach einigen Anläufen funktionierte, so dass ich mit einem echten Menschen sprechen konnte. Die betrügerischen Bezüge wurden rückgängig gemacht. Die neue Karte komme allerdings erst in etwa sechs Arbeitstagen, in der Zwischenzeit könne ich aber problemlos mit dem Handy bezahlen, das lasse sich ganz einfach einrichten, man schicke mir eine Nachricht. Unterdessen hatte ich den Slot im Apple-Shop, also das SMS mit der Auskunft, eine Mitarbeiterin sei jetzt für mich da, verpasst, weil ich zu dem Zeitpunkt gerade in mein Telefon brüllte. Ich machte erneut auf Walk-In und wartete einige Stunden, fand heraus, dass ich mein Handy nicht für Zahlungen verwenden kann, weil ich dazu via Computer etwas autorisieren müsste, was ja nun eben nicht ging, weil der Computer – ihr wisst, was ich meine. Ich erinnerte mich, am Ende meiner Kräfte, an mein früheres Leben und schrieb diesen Text hier mit einem Farbstift, den ich in meiner Handtasche fand, auf die Rückseite eines Prospekts über Apple-Uhren. Später fand man heraus, kostenlos, dass das Ladekabel das Problem ist. Um ein neues zu kaufen, fehlten mir ungefähr vier Dollar in bar, also in etwa der Betrag, den ich am Morgen für den Kaffee ausgegeben hatte.



Andrea Sprecher

Reklame

VALIE EXPORT
DIE FOTOGRAFIEEN
25.02.-29.05.2023

fotomuseum winterthur